H. G. hum.
143
C

H. gen. h.
143 c.

R.

# Historischer und philosophischer
# Ueberblick
über die
# Religionsbegriffe und Gebräuche
kultivirter und roher Völker
in
der alten und neuen Zeit.

Ein Beitrag
zur
# Kulturgeschichte der Menschheit.

---

Von

J. G. Lindemann,

Prediger in Isenbüttel im Cellischen und Mitgliede der Königl. deutschen Gesellschaft zu Göttingen.

Παντες δὲ θεῶν χατέουσ' ἄνθρωποι

Homer Odyss. 3. 48.

---

Braunschweig, 1820.

In Commission der Schulbuchhandlung.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

# Vorrede.

Seit meinen akademischen Jahren war es immer meine Lieblingsbeschäftigung, mich mit den Religionen sowol kultivirter als inkultivirter Völker des Erdbodens bekannt zu machen. Es war mir eine auffallende Erscheinung in der Geschichte der Menschheit, daß alle Völker der Erde göttliche Wesen verehrten, sei es nun in der Einheit oder Mehrzahl. Gerne wünschte ich die religiösen Begriffe der Völker und ihrer Weisen kennen zu lernen, und in dieser Hinsicht durchlas ich die

klassischen Werke der alten Griechen und Römer; desgleichen die Reisebeschreibungen unter wilde Völker. Aber auch andere asiatische Völker entgingen meiner Aufmerksamkeit nicht; ich kam zu ihren Religionsbüchern, zu dem Vedams der Indier und zu den Kings der Chinesen. Hier fand ich unter den heißen Klimaten viele Einbildungskraft und Schwärmerei bei der Ausbildung ihrer religiösen Ideen und Gebräuche, und sah deutlich, wie diese asiatischen Religionen sich von den Religionen der kalten Nordländer unterschieden. Dies Nachforschen veranlaßte nun mein größeres Werk unter dem Titel: Geschichte der Meinungen älterer und neuerer Völker, im Stande der Roheit und Kultur, von Gott, Religion, und Priesterthum. 1783 — 1795.

Seitdem nun dieses Werk erschienen ist,

sind schon mehrere Jahre verflossen. Jetzt wage ich es, dem größern Publiko die Resultate meines weitern Nachdenkens und Forschens mitzutheilen, indem ich mit der Fackel der Geschichte und der Philosophie die Religionen der alten und neuen Welt beleuchte.

Das allgemeine Interesse, das dieses Buch für einen jeden denkenden Mann haben muß, läßt gewiß eine günstige Aufnahme erwarten, denn wer wollte nicht über seinen Glauben an Gott nachdenken? wem könnte es ganz gleichgültig sein zu wissen, was seine Brüder darüber dachten, und in wiefern die Religionsbegriffe bei so verschiedenen Völkern sich ähnlich sahen?

Die Tendenz dieses Buchs ist nicht gelehrte Leser in diesem Fache zu belehren, sondern andere nicht eigentlich für die Wissen-

schaften Lebende mit den Religionen andrer Völker bekannt zu machen und auf diese Art ihnen eine angenehme und zugleich nützliche Lektüre zu verschaffen.

Ich wage es, die erste Abtheilung des Ganzen vorzulegen. Es wird sodann unter der Voraussetzung eines günstigen Erfolgs die zweite Abtheilung zur Michaelis-Messe nachfolgen, indem sie schon ausgearbeitet da liegt. Sie wird das Uebrige umfassen, nämlich die Lehre von den Opfern, Fasten, Orakeln, Tempeln, Priestern und von der Unsterblichkeit der Seele.

# Allgemeine Uebersicht.

---

Allgemeines Interesse der Bearbeitung der Religionen der Völker des Erdbodens für jeden nachdenkenden Mann. Die Beschäftigung mit der Gottheit muß ihm die angenehmste sein.

## Erstes Kapitel.

Wie kam der Mensch auf den Begriff von Gott? — Dies geschah auf verschiedene Weise. Einige hielten die Idee von Gott für eine Grundidee, die allen Völkern gemein war. Bekam der Mensch sie

durch Tradition? Der Mensch kam zur Erkenntniß des höchsten Wesens entweder 1) auf dem Wege der Natur, oder 2) auf dem Wege des tiefen Nachdenkens, oder 3) durch höhere Offenbarung. Einwendung: daß es Völker ohne Götter gab. Der Mensch fühlt, wie wenig er im Stande ist, sein Glück zu befördern, er fühlt sich abhängig von unsichtbaren Gegenständen. Manche Götter sind Geschöpfe einer starken Einbildungskraft. — Der Mensch, der solche große Wirkungen, als er in der Natur bemerkt, nicht hervorbringen kann, schließt auf höhere Wesen — wir fühlen nicht mehr so unmittelbar unsre Abhängigkeit von der Gottheit, als der Wilde — wohlthätige Auftritte in der Natur. — Auch die Furcht führt auf höhere Wesen — Blitze, Donner — Ueberschwemmungen. — Bald war es Bewunderung, Dankbarkeit — daher wohlthätige Götter. Die Begriffe von höherer Macht waren anfänglich sehr schwach, es waren nur höhere menschliche Wesen. Die Sce-

nen in der Natur führten eher zur Gottheit, als tiefes Nachdenken. Der rohe Mensch hat für seine Bedürfnisse zu sehr zu sorgen, und denkt nicht an eine Gottheit. Die ersten Denker waren Nomaden, die über glückliche Ereignisse nachdachten, und zur Erkenntniß einer Gottheit gelangten. Sie regierten ihre Familien, sollte es nicht auch einen großen Regenten geben, der die ganze Welt regierte? Davon war das Nachdenken der griechischen Weltweisen verschieden. Der Philosoph dachte über die Entstehung der Erde nach. Die kleinste Hütte baut sich nicht selbst. Nicht durch Atome konnte die Welt entstanden sein. — Cicero spricht vortrefflich über die Entstehung der Erde durch eine Gottheit. Einige halten den Begriff von einer Gottheit für die Erfindung der Gesetzgeber, um die Völker desto besser regieren zu können. Stoische Weltweise dachten über das Dasein Gottes nach. Xenophanes brachte es durch bloße Spekulation heraus. Es gab noch ei=

nen andern Weg zur Erkenntniß der Gottheit. Der Mensch bemerkte, daß eine Seele in ihm wohne, die ihm Bewegung gab, daraus schloß er auf eine Gottheit. Man legte Flüssen, Seen, Bergen Gottheiten bei. Daher entstand die Weltseele der Eleatiker, Joniker und Pythagoräer. Sehr schwer wurde es dem Menschen, sich zu dem Begriff einer Gottheit zu erheben. Monotheismus artete leicht in Polytheismus aus, ein Gott war zu schwach Alles zu regieren. Die römischen Götter vermehrten sich immer mehr. In jedem Sterne bemerkt man ein Individuum. Israeliten — ihnen offenbarte sich die Gottheit. Die ganze Menschheit sehnt sich nach dem Begriffe von höheren Wesen.

## Zweites Kapitel.

Ueber die verschiedenen Vorstellungen von der Gottheit. Man hielt die Götter für wohlwollende Wesen — für Menschen — niedrige Begriffe der Kamt-

schadalen und Neger. — Der Grad der Kultur entscheidet hier viel, nicht minder das Klima. — Der Asiat hat müssige Götter: Lebte ein Volk unter Despotismus, so war auch ihr Gott Despot, Beispiel von du Val — republikanische Vorstellungen — in einem monarchischen Staate giebt es keine Untergottheiten, aber es gab Priester als Diener der Götter. Auch das Temperament bestimmte den Begriff von Gott.

## Drittes Kapitel.

## Allgemeiner Fetischismus.

### Erster Abschnitt.

Verehrung des Feuers. Der angebetete Gegenstand wurde Gottheit selbst. Feueranbeter in Louisiana — Feuerunterhalter — verschiedene Arten derselben — die Vulkane werden als Gottheiten verehret. Wallfahrten zu dem Feuer in Peru. Priesterinnen. Feuertempel.

### Zweiter Abschnitt.

Verehrung der Sonne, des Mondes und der

Gestirne, Astrolatrie, Sabäismus. Wohlthätigkeiten der Sonne, ihr Glanz, Wärme, Erhabenheit. Bilder von der Sonne — menschliche Gestalten von der Sonne, Mythra, Osiris — in Chaldäa unter dem Namen Bel — Sonnendienst in Amerika. Verehrung des Mondes unter den Hottentotten, Anziken bei den Einwohnern von Congo, man errichtete ihm Statüen unter allerlei Gestalten — Astarte, Militte — die Gallier verehrten Sonne und Mond. In Peru hatte er einen Tempel, Sternendienst — Planetentempel — Gestirne des Thierkreises — Verehrung der Plejaden — man ließ die Gestirne von Geistern bewohnen.

Dritter Abschnitt.

Von den Thiergottheiten. Thierdienst herrscht besonders in Nigritien. Apis in Aegypten. — Schlangenverehrung in Whidah — christliche Schlangenverehrung — Ophiten.

Viertes Kapitel.

Erscheinungen der Götter auf

der Erde, lebende Götter, Menschwerdung derselben und Vermehrung, Theogonie. Lamaische Religion. Der Gott lebt auf Erden. Lama verjüngt sich wieder in einem Kinde — Geschichte davon, Regeneration des Lama. Auch die griechischen Götter lebten auf der Erde. Jupiter in Phrygien. Venus wandert nach Cypern — Vermehrung der Götter — Götterdynastien und Theogonien. Religion im Homer — schnelle Bewegung der Götter — man dachte sich die Gottheiten sehr menschlich, als Gesetzgeber und Richter — Titanen — Uranus, Rhea, Cyklopen, Jupiters Familie — poetische Dichtung mischte sich mit ein — Hesiod liefert religiöse Sagen — der Dichter will Naturerscheinungen erzählen, und mischt Götter ein. Man glaubte, daß das Meer und die Stürme unter einen Gott stånden. Erklårung der Theogonien des Hesiodus. — Man erklårte die Göttergeschichten sehr verschieden. Thales von Milet — Stoiker — Xenophanes — Pytha-

goras. — Mehrere Völker leiteten ihr Geschlecht von den Göttern her. Die Ynkas hielten sich für die Söhne der Götter — die Phrygier glaubten, daß ihr Gott nur im Sommer lebe.

## Fünftes Kapitel.

Von Menschenvergötterung oder der Apotheose. Die Abbildung der Sonne gab Veranlassung zu Menschenvergötterung — wer sich besonders verdient gemacht hatte, wurde vergöttert — Aeskulap — man vergötterte die Stifter von Völkerstämmen — die Erbauer der Städte. In Japan den Tensiodai, in Athen den Erichthonius. Alabander. National und Familiengottheiten — Pythagoras — Berg- und Flußgötter. Schwer hält es, bei Lebzeiten vergöttert zu werden. Vergötterung nach dem Tode. Hephästion — Heliogabalus. Etrusker haben Bücher, worin die Formeln zur Menschenvergötterung stehen — auch verdienstlose Menschen wurden

vergöttert. Antoninus und Pertinax. Die Christen im Mittelalter begingen die Gedächtnißfeste der Heiligen. Fest des heiligen Polykarpus. Hochschätzung der Reliquien. Lebende Götter. Die Amerikaner hielten die Spanier für Götter. Lehre von den Genien und Heroen bei den Griechen. Lebende Götter in Tibet. Buchanen — Dalai-Lama — der Kaiser in China erkennt gleichfalls den Dalai-Lama an. Unrath desselben. Lamas in Tibet. Fechter Euthymus — Hackem — Amerikaner verehren den Cortes und Cook — Caligula.

### Sechstes Kapitel.

Von der Vorsehung. Einwirkung der Gottheit auf die Erde. Es gab ein Familienoberhaupt, dieses besorgt die Geschäfte des Ganzen. Es gab gewisse Gesetze, wornach die Welt regiert wurde. Anaxagoras und Pythagoras, Sokrates, Plato — die Stoiker. Epiktet — Seneka. Meinung der

Hebräer — Man nahm Theilnahme an der Regierung der Welt an. Engel, Dämonen. Maximus Tyrus — dadurch verminderte man das Ansehn der Gottheit. Lehre vom Schicksal. Homer. Lykurg. Causae perfectae der Stoiker. Platoniker. Glaube der wilden Völker vom Fato. Plutarch, Sallustius, Chalcidius, Hermes. Einige leugneten gänzlich eine Vorsehung. Epikur — Demokrit. Die Welt würde von einer unvernünftigen Natur regieret. Lucian lachte über die Vorsehung der Stoiker. Hierokles macht ihm Vorwürfe. Zu dieser Schule gehören die Pyrrhonisten und Skeptiker. Sextus Empiricus. Determinismus, der Glaube daran hat verschiedene Ursachen. Indeterminismus — das Wanken dieses Glaubens.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

# Einleitung.

Das Nachdenken über die Gottheit, hat ein allgemeines Interesse für die ganze Menschheit.

Für ein solches Wesen als der Mensch ist, das so nahe an die Gottheit gränzt, muß es gewiß die allerangenehmste und zugleich unterhaltendste Beschäftigung sein, über die Gottheit selbst nachzudenken. Es war daher das stete Forschen der ältesten Weisen, in die Natur der Gottheit hineinzudringen, und deswegen sagt Sokrates beim Plato in der Republik: ich meine, daß keine andre Wissenschaft die Blicke der Seele mehr aufwärts erheben könne, als diejenige, welche sich mit Dem, das da ist, (d. h. mit Gott, der allein in sich selbst das Dasein hat) und mit dem Unsichtbaren beschäftigt.

Im platonischen Gastmahle erzählt Sokrates, wie ihn die weise Dictima gelehrt habe, daß alles Schöne — und nur solches sei schön, welches an der Urschöne theilnehme — uns zur Urschöne zu leiten dienen müsse. Es sei, habe Dictima gesagt,

das Geschäft des uranischen Eros (der Liebe zur Urschöne), Dollmetscher und Bote zwischen den Göttern und den Menschen zu sein; an diese Gebet und Opfer, an jene Befehle und Vergeltungen zu überbringen, und die Kluft zwischen Beiden auszufüllen, so daß aus Beiden durch Vereinigung Ein Ganzes entstehe.

Der Mensch, der fühlt, daß er mehr als Körper ist, sieht sich auch in der Geisterwelt um; er entdeckt darin ein höchstes Wesen, das so ganz sein Nachdenken verdient. Und so sollte denn nicht bloß der Gottesgelehrte im strengsten Sinne des Wortes, sondern auch jeder nachdenkende Mann nicht gleichgültig bei der Untersuchung und dem Nachdenken über dieses höchste Wesen sein; und eben deswegen fanden auch Weltweise, Fürsten und Könige und Staatsmänner darin die angenehmste und anziehendste Unterhaltung. Es bleibt dieses immer eine interessante Untersuchung für die ganze Menschheit, wie dies schon Sokrates dieser alte Weltweise bemerkte, wenn er beim Plato im sechsten Buch der Republik sagt: durch den Umgang mit der Gottheit wird der Weise göttlich, insofern ein Mensch es werden kann. Wie vieles ist nicht daher über Gott und Religion gedacht, und zum Theil niedergeschrieben worden. Wie verschieden waren die Ansichten, die sich der Mensch von der Gottheit machte, je nachdem höhere oder niedere Geistesbildung ihm dazu

Veranlassung wurde. Wie suchte er sich dies höchste Wesen, bald auf diese bald auf jene Weise zu versinnlichen, und seine Begriffe darüber seinen Zeitgenossen mitzutheilen? Auf wie verschiedenen Wegen gerieth der Mensch zur Verehrung der Gottheit, und wie entstanden seine Religionsbücher, die oft mit vieler Dunkelheit umhüllt, und aus mehreren Ursachen schwer zu erklären sind? Dergleichen Untersuchungen stellte von jeher der nachdenkende Mensch an.

Aber wie schwer wurde es dem forschenden Geiste, wenn er sich daran wagte, über das Dasein der Gottheit nachzudenken! Hält es überhaupt nicht schwer, den Ursprung der Dinge zu erforschen? wie große Schwierigkeiten sind zu besiegen, wenn der Mensch den ersten Ursprung eines Begriffs ergründen will. Hält es doch immer schwer bestimmen zu wollen, wie eine Wahrheit erfunden ward, und wie der menschliche Geist zu dieser oder jener Entwicklung kam. Ist es nicht in der Körperwelt schwer bei manchen Dingen, die so äußerst nützlich für die Welt waren, den ersten Erfinder zu bestimmen, besonders wenn die Zeit des Ursprungs schon lange verstrichen, und man zuerst nicht aufmerksam genug war, den Namen des Erfinders zu erhalten, oder wenn ein unbedeutender Umstand Ursache von Ereignissen war, die Einfluß auf das Glück oder Unglück der ganzen Menschheit hatten? Wie leicht wäre es dann, daß dieser Umstand der Vergessenheit

könnte übergeben werden, und dann die Nachwelt nicht wußte, wem sie diese oder jene glückliche Erfindung zu verdanken hatte. — Als Beleg hiezu führe ich nur die Buchdruckerkunst an, deren erster Erfinder so sehr verschieden angegeben wird. Wer kennt noch den Erfinder der ältesten Gnomen? Die Araber nennen zwar den Lockman als den ersten ihrer Gnomendichter, aber wie wenig läßt sich dieses beweisen. Wie manche Wahrheit erhielt sich in der Welt durch Tradition, ohne daß man den ersten Erfinder davon wußte.

Wie weit schwerer möchte es uns sein, die ersten Veranlassungen aufzufinden, wie die Menschen zu dem Begriff der Gottheit gelangten, und die Ursachen der verschiedenen Modifikationen zu entdecken.

Es wird allerdings ein eigenes Studium erfodert, und ein Forschen in der Geschichte der Menschheit, in dem politischen Zustande der Völker, in ihren Gesetzen, in der bürgerlichen Verfassung des Landes, worin sie wohnten, in der Geschichte ihrer Stammväter, eine Beurtheilung des Klima, worunter sie lebten, um entscheiden zu können, was sie zu dieser oder jener Meinung bestimmte. Will man sich aber hiermit bekannt machen, so ist eine ausgebreitete Lektüre gewiß sehr nothwendig, so muß man besonders dazu die alten klassischen Schriftsteller, die allgemeine Völkergeschichte, die ältern und

neuern Reisebeschreiber, die Religionsbücher der Indier, Chinesen und Türken *), die theils in einer schweren, dunklen uns unbekannten Sprache geschrieben, theils nur in Hieroglyphen dargestellt sind, besonders wählen.

Auf wie vieles ist überhaupt nicht Rücksicht zu nehmen, wenn man Fortschritte in der Untersuchung über die Religionen der Völker des Erdbodens machen will, denn eine jede Religion hat ihre verschiedenen Perioden. So war die persische Religion nicht immer dieselbe. Die Perser breiteten die Religion des Zoroasters in alle Länder des Orients aus. Als das persische Reich durch Alexander gestürzt wurde, so erlitt auch die Religion manche Ver-

*) Die reichhaltigste Quelle morgenländischer Kenntnisse ward uns durch die im Anfange des Jahrs 1784 zu Kalkuta in Bengalen gestiftete englische Gesellschaft asiatischer Forscher eröffnet. Ihr Stifter, der durch Gelehrsamkeit und Talente berühmte Oberrichter in Bengalen, William Jones, ward durch frühzeitigen Tod den Wissenschaften und dem Staate entrissen. Die großen Verdienste dieses thätigen Mannes gaben gleich bei der Entstehung der Gesellschaft einen Schwung, wie nur ein starker Geist ihn geben kann. Die gesammten Schriften dieser Gesellschaft betragen schon 7 Octavbände unter dem Titel: Asiatic Researches, or Transactions of the Society instituted in Bengal, for inquiring into the History and Antiquities, the Arts, Sciences and Literature of Asia. Hiervon hat D. Kleuker eine Uebersetzung veranstaltet.

änderungen, und ward theils vergessen, theils mit Zusätzen entstellt. Mit dem neuen Flor unter den Arsaciden blühete die Religion wieder auf, und ward nach den Handbüchern verbessert, jetzt aber hat sie so sehr verloren, daß man sie nur noch unter den Guebern findet. Auch die Religion der Indier mußte durch die Kreuzzüge des Alexanders im dritten Jahrhunderte vor Christi Geburt, und durch das spätere Eindringen des Islams in Ostindien manche Veränderung erfahren, und sie ward besonders mit vielen Zusätzen und Traditionen bereichert. Unter was für verschiedenen Gestalten zeigte sich nicht die Religion der alten Hellenen und neuen Griechen. Ganz anders war sie zu den Zeiten des Orpheus und Homers, anders zu den Zeiten des Plato und Sokrates. Hier sind verschiedene Standpunkte zu nehmen, um die Religion dieses Volks richtig erklären zu können.

Auf diese Weise ließen sich denn die verschiedenen Modifikationen in der Religion desselbigen Volks bestimmen. — — Nicht minder trug zur Veränderung der Religion sehr vieles bei, wenn ein Volk mehrere Jahrhunderte unter einem andern Volke gelebt hatte, wie z. B. die Israeliten unter den Aegyptiern und Persern, und aus der Religion dieser Völker in seine Religion manches übergetragen hatte. Daher blieb die Religion nicht immer in ihrer Originalität; sondern es entstand ein Ge-

misch, — und so fällt es denn oft schwer zu bestimmen, was eigentlich das Ursprüngliche dieser Religion war, hiezu darf ich nur als Beleg die Religion der Griechen anführen, da spätere Griechen aus der Religion der alten Hellenen vieles annahmen.

Man vergesse endlich nicht die starke Einwirkung, die das Klima auf die Bildung eines Volks hat. Sowie es stark auf die Farbe und Schönheit des Volks wirkt, so äußert es seine Wirkung auch auf seine Seele, es macht jähzornig und sanftmüthig, befördert Tugenden und Laster. Das nördliche und südliche Klima äußert sich verschieden auf die Religion der Völker, die darunter leben. Daher die Religionen der Nordländer und Südländer ganz von einander verschieden sind. Der Celte lebt unter einem kalten Himmelsstriche, wo mehrere Monate Schnee und Eis liegt, und der menschliche Körper nicht durch die Hitze erschlafft wird, sondern mehr Thätigkeit beweisen kann, er ist ein Freund des Krieges, und daher denkt er sich seine Götter als Kriegshelden, und so spricht er von seinem Gott Odin als dem tapfersten Helden. Der unthätige Asiate hingegen, den die Hitze ganz ermattet und abspannt, denkt sich seine Götter als ruhend und unthätig. Der amerikanische Wilde hüllt seine Götter in Pelzwerk ein, weil er glaubt, seine Götter möchten sonst erfrieren, seine Gottheit habe dieselbe Kleidung, als er selbst. Der heitere Himmel in

Chaldäa, der fast nie mit Wolken bedeckt wird, und wo die freie Aussicht weder durch Berge, noch durch andere Gegenstände unterbrochen wird, mußte nothwendig die Bewohner zur Verehrung der Gestirne leiten. — War die Sonne in Aegypten wichtig, weil sie die Dünste in die Luft trieb, welche aus dem Nil stiegen, so verehrte man sie dort deswegen unter dem Bilde des Osiris. Brachte der Mond dem Lande, das so sehr nach Wasser durstete, den Thau, so mußte er es wohl verdienen, dort verehrt zu werden, und dies geschah in dem Bilde der Isis.

Die alte Welt, besonders rohe Völker, legten dem Feuer Leben und Empfindung bei, daher fielen sie darauf, das Feuer als Gottheit zu verehren, und diese Verehrung wird noch mehr unterstützt durch die Naphtaquellen am kaspischen Meere. Daher ist das Feuer besonders Gegenstand der Verehrung bei den Persern, und auf der Insel Ocesra bei Baku.

Aegypten begünstigt besonders den Stand der Mönche und der Einsiedler. Die große Hitze macht diese Völker träge, und zur Einsamkeit geneigt. Der Aegyptier versinkt in tiefe Betrachtungen, und lebt in einer kontemplativen Welt; daher wohnten vorzüglich Mönche in dem melancholischen und abergläubischen Aegypten.

Das Klima äußert sich auch besonders auf Religionsgebräuche; dahin gehört besonders die Be-

schneidung, und die Wallfahrten, jene war nur unter heißen Himmelsstrichen nützlich, und diese waren besonders für heiße Zonen, weil es da viele Schwärmer und müßige Leute gab, besonders sind sie in Japan und Hindostan bekannt.

So bestimmt das Klima das Kolorit der Religion. Nur der Asiate war im Stande so lange Fasten fortzusetzen; daher findet man in Syrien Anachoreten, und in Indien Brahminen, die oft einige Wochen fasten konnten. Selbst die Vorstellung vom Himmel, und von einer künftigen Seligkeit hängt vom Klima ab. Der Loanger setzt seine Seligkeit in dem ununterbrochenen Besitz geheizter Stuben, und der Kamtschadale denkt sich seinen Himmel frei von tiefem Schnee und allen Ueberschwemmungen. Der Grönländer mahlt sich ihn als einen Aufenthalt, wo ewiger Sommer und schöner Sonnenschein herrscht.

Ueberdenkt man nun das Ganze, so findet man die großen Schwierigkeiten, die sich bei der Untersuchung und Entwickelung der religiösen Ideen und Gebräuche der Völker des Erdbodens zeigen, denn oft stößt man auf Wirkungen, wo man die Ursachen nicht weiß, und findet im Ganzen einen allgemeinen Gang der Ausbildung religiöser Ideen, die aber durch zufällige Umstände durch Klima, Nahrung, Lebensart und Tradition oft anders modificirt werden. Wie ungewiß wird da oft der Gesichtspunkt?

wie verschiedene Ansichten bieten sich dar, und wie verschiedene Resultate mußten nothwendig daraus fließen.

Wer aber findet nun nicht auch zugleich das Angenehme und Nützliche einer solchen Untersuchung, und wer wird nicht gerne eine solche Untersuchung als einen Beitrag zur Kulturgeschichte der Menschheit ansehn. Daher glaubte ich auch mit Recht diesen Ausdruck zum Titel dieses Buchs zu wählen.

Es ist aber nicht bloß eine Untersuchung für den Weltweisen, und für den Forscher der großen Völkergeschichte, sondern auch für den eigentlichen Theologen. Denn die nähere Kenntniß mit den Religionen anderer, besonders der morgenländischen Völker, hat gewiß einen wichtigen Einfluß auf die Erklärung der mosaischen und der christlichen Religion, besonders wenn man eine Vergleichung darunter anstellt, denn die Juden hatten so mannigfaltige Berührungspunkte mit der ägyptischen und persischen Religionsphilosophie.

Mehrere ihrer Gelehrten waren selbst in dem Orden der persischen Weisen oder Magier, und daher finden wir in den Religionsbüchern der Juden manche Schattirungen von der Religion der Perser *), besonders der Hauptsätze der Zoroastrischen Religion, die sie während des Exils angenommen haben. Und

*) Hallenberg, die geheime Lehre der alten Orientaler und Juden zur innern und höhern Bibelerklärung. Rostock, 1805.

so glaube ich denn, daß die Bekanntschaft mit den Religionen anderer Völker, besonders der alten Griechen und Morgenländer, sowol bei Erklärung der Bibel als auch bei unsern öffentlichen christlichen Religionsvorträgen nicht ohne Werth und Nutzen sein kann.

# Ueber die Religionen der Völker.

## Erstes Kapitel.

### Wie kam der Mensch zu dem Begriff von Gott?

Ist der Mensch das wichtigste Geschöpf auf diesem Erdball, und verehrt dieser Mensch eine Gottheit, so bleibt es immer eine sehr wichtige Frage und Untersuchung, wie ist der Mensch zu dem Begriff von einer Gottheit gekommen? Der Beobachter der Menschheit findet, daß dieses auf verschiedenen Wegen möglich war, und die Geschichte bestätiget seine Vermuthung.

Nicht ganz leicht aber muß das Geschäft sein, in die Geschichte des grauen Alterthums hinüberzugehn, und aus den verschiedenen Völkergeschichten nun zu entwickeln, wie einzelne Menschen und ganze Völker, die auf so verschiedenen Stufen der Kultur standen, zu dem Begriff einer Gottheit gelangt sind. Mag es nun sein, daß sie nur eine oder mehrere

höhere Wesen angebetet haben, so bleibt doch diese Untersuchung immer von Wichtigkeit, und verdient es gewiß, daß sie ohne Vorurtheil, und ohne vorgefaßte Meinung angestellt wird. Es kömmt hiebei gewiß sehr darauf an, wie der Mensch sich den Weg zu dieser Untersuchung gebahnt, und welcher Quellen er sich bedient: welche Meinung er vielleicht schon vorher gefaßt hat, und wodurch er sich bei seiner Untersuchung leiten ließ; je nachdem werden dann die Resultate verschieden sein, und eben darin liegt die Ursache, warum die verschiedenen Verfasser der Geschichte der Menschheit und der Religionen der Völker so verschieden urtheilten.

Da man den Begriff eines höhern Wesens so allgemein findet, so kann man leicht die Frage aufwerfen, ob er vielleicht tief mit den innren Anlagen des Menschen verwebt sei, weil es kein Volk gibt, das nicht höhere Wesen anbetet. Ist solche Erkenntniß und Verehrung für ihn Bedürfniß, so daß er derselben gar nicht entbehren kann?

Religion ist für den Menschen ein wahres Bedürfniß. Dies lehrt die Geschichte der ganzen Menschheit. Blicke, wohin du willst, allenthalben findest du Religion. Jedes Volk hat seine Religion, seine Engel, seine Teufel. Mag er sich diese denken unter welchem Bilde er will. Mag immerhin es einzelne Menschen gegeben haben, denen der Begriff der Religion fehlte, oder die sich aus den Göttern

nichts machten, so ist doch immer die Frage, ob nicht ihre religiösen Empfindungen dem Beobachtungsgeist Anderer entgangen sind. Ein Mensch, der durchaus kein Bedürfniß für Religion fühlt, könnte nur eine Mißgeburt sein. — —

Aber, woher nun dieses Bedürfniß? vielleicht bloß daher, weil er der Idee von Gott oder der Religion fähig ist, oder weil er darohne nicht glücklich seyn könnte? dies ist wohl nicht der Fall. Der Mensch bedarf Religion, weil er Mensch ist, und er ist Mensch, eben weil er Religion hat. Er hat nicht bloß Organ für sie, sondern sein ganzes Wesen selber besteht nur in ihm und durch sie, für sie nur ist er geboren. Er strebt nach einer Vereinigung mit der höchsten Gottheit, oder er wünscht eine Religion zu haben, und in Verbindung zu sein mit dem Unendlichen, Heiligen oder Göttlichen. Seine Seele selbst ist ein Ausfluß der Gottheit oder von Gott ausgegangen, steht mit Gott in dem genauesten Zusammenhange, und geht wieder zu ihm. Wer Mensch ist, das heißt, wer ein vernünftiges Wesen ist, der hat auch Religion, sie ist das Resultat einer mit einer Seele verbundenen Organisation, daher war sie da, von der ersten Schöpfung des Menschen an, bis jetzt. Aber diese Organisation war bald gröber, bald feiner gebildet, je nachdem der Ausfluß der Gottheit sich in seine Seele mehr oder weniger erstreckt hatte. Sein Geist ent-

riß sich den Schranken der Sinnenwelt, und versetzte ihn in das Reich des Unendlichen, des Unbedingten, und so blickt die Religion allenthalben deutlich hervor.

Ist die Vernunft ein Funke der Gottheit, der auch bei ihm den Gedanken an Gott gleichsam anzündet? war es der Wille der Gottheit, daß der Mensch sich dadurch von den Thieren unterscheiden sollte, oder beruhet das Ganze auf Tradition? Aber woher nun der Anfang der alten Tradition? Wo ist der erste Punkt zu finden? oder mußte eine höhre Offenbarung darzwischen kommen? mußte die Gottheit gleichsam sich selbst bekannt machen? Fast scheint es, als habe es drei Wege gegeben, auf welchen der Mensch zu dem Begriff von höheren Wesen, oder Gottheiten, geleitet ist, entweder auf dem Wege der Natur, und der war gewiß der leichteste; oder auf dem Wege des tiefen Nachdenkens; oder durch höhere Offenbarung.

Fast sollte man denken, daß der Glaube an Gott für den Menschen Bedürfniß sei, weil wir fast kein einziges Volk finden, das ganz ohne diesen Begriff ist, und insofern gehört er zu seinen natürlichen Anlagen, wenigstens finden wir, daß sein Geist dieser Receptivität fähig war.

Man mache mir hier nicht die Einwendung, daß es doch allerdings Völker gegeben habe, denen der Begriff von einer Gottheit zu mangeln scheint,

z. B. einigen wilden Völkern im südlichen Asien, von Ceylon bis zu den entferntesten philippinischen Inseln, die in unzugänglichen Wäldern und Gebirgen schüchtern und zerstreut leben; deßgleichen den Buschhottentotten in den Wäldern von Afrika, den Californiern im nördlichen Amerika, und den vielen wilden Völkerschaften am Oronoko und in Paraguay, besonders den Bewohnern von Neu-Südwallis *) — diesen fehlt es freilich an deutlichen Begriffen von einer Gottheit, sie sind nicht im Besitz mehrerer an einander hängenden re-

*) Keiner hat uns die Bewohner von Neu-Südwallis besser beschrieben als Cook, der uns erzählt, daß diese Völker äußerst dumm sind, und daß sie nicht über drei zählen können. Man hatte gar keine Ursache sich zu wundern, wenn bei einem so rohen wilden unwissenden Volke keine Religion angetroffen wurde. Collins behauptet wirklich, er habe davon auch nicht eine Spur gefunden. Ich bin gewiß, sagt er, daß sie weder Sonne noch Mond, noch Sterne anbeten, daß das Feuer, so nothwendig es ihnen ist, kein Gegenstand ihrer Anbetung ist, daß sie auch für keinen Vogel, keinen Fisch, oder irgend ein Thier, eine besondere Verehrung haben. Man muß aber das Wort Religion nicht in einem zu eingeschränkten Sinne nehmen. An Account of the english colony in New Southen Wales with remarks on the dispositions, customs, manners etc. of the native Inhabitants of that country. By David Collins. London, 1798.

ligiösen Begriffe; allein sie haben doch immer eine Art von Fetisch, den sie anbeten, sollte er auch noch so ungestaltet oder leblos sein, und der sich unendlich weit von dem entfernet, was religiöse Völker Gottheit nennen: denn auch sie fühlen sich hülfsbedürftig, und suchen außer sich ein Wesen, das ihnen Hülfe ertheilt, das freilich nicht nach aufgeklärten Begriffen den Namen der Gottheit verdient *).

So gewiß nun der Glaube an eine Gottheit für den Menschen Bedürfniß, und so sehr er mit seiner ganzen Denkungsart gleichsam verkettet war, so läßt es sich doch theils nicht mit Gewißheit behaupten, ob es auch Völker gegeben hat, die ohne Religion waren; theils hat es, wie es uns die ältere und neuere Geschichte sagt, mehrmals Menschen gegeben, die das Dasein Gottes bezweifelten **). Ich darf hier nicht erst auf einen Vanini und Fichte aufmerksam machen, sondern denke jetzt an die Skeptiker unter den Griechen. So gestand Protagoras, er könne nicht sagen: ob Götter wären, oder nicht. Wir würden vielleicht von diesen Skeptikern, deren Haupt Pyrrho ist, wenig

*) Sehr gut wird über die Entstehung des Begriffs von Gott philosophirt in: De Homine Dei sibi conscio scripsit Lud. Fr. Otto Baumgarten. — Crusius 1813.

**) Schon früh zeigte sich der Atheismus in China, wozu sich jetzt ihre Gelehrte ungescheut bekennen.

wissen, wenn uns nicht Cicero in seinem Buche de natura Deorum, welches man als das älteste Religionsphilosophem ansehen kann, die Gedanken der Skeptiker aufbewahret hätte.

Fast scheint es, als wenn die Epikuräer das Dasein Gottes verworfen hätten, ohne daß sie sich das Ansehen geben wollten, dieses zu behaupten. (Cicero de natura Deorum I, 26, 29, 34.) Ihr ganzes System von den Atomen vertrug sich mit dem Glauben an Götter nicht. Cicero stellt das Abenteuerliche dieses Systems vor, und zeigt, daß, wenn Götter aus Atomen entstanden wären, sie auch wieder vergänglich sein müßten.

Der Glaube an eine Gottheit, oder der Besitz religiöser Ideen gehört nach meiner Meinung zu dem Eigenthumsrechte des Menschen, und eben das ist die Ursache der Allgemeinheit. In dem großen Buche der Natur konnten alle Menschen lesen, und eben die Natur leitete die Menschen auf diesen Begriff, der aber oft dunkel und unvollständig war. Daher fand die Gottheit selbst es nöthig, ihn bei den alten Israeliten durch nähere Offenbarung mehr zu berichtigen, und zu vervollkommnen. Die Menschheit mochte nun auf einer niedern oder höhern Stufe der Kultur stehen, so fand man bei ihr immer den Begriff von Gott, oder religiöse Ideen; nur daß diese wenigen Fälle ausgenommen, immer ihrer übrigen Aufklärung angemessen waren. Wir

finden keine Zeitperiode in der Geschichte der Menschenkultur, in der nicht Religion war. Religion ist also nicht bloß Eigenthum eines gebildeten Volks, sondern aller Völker, auch der dummsten, der Grönländer, Feuerländer, Esquimos.

So wie es bei dem Menschen eine natürliche Anlage zur Erhaltung und zum Wohlbefinden seines Körpers gibt, eben so findet auch bei ihm der Trieb nach Glückseligkeit statt. Diese aber kann er sich selbst nicht verschaffen, ihr Besitz steht nicht in seiner Gewalt, er sucht daher nach einem Wesen außer sich, das ihm diese Glückseligkeit verschaffen soll, und das ist seine Gottheit. Daher steht der Glaube an eine Gottheit unerschütterlich im Innern des Menschen fest, da ein Jeder, die Religiösen des Herrn Professor Fichte*) ausgenommen, diese Glück-

*) Herr Fichte sagt in seiner Appellation an das Publikum: Wer Glückseligkeit erwartet, ist ein mit sich selbst und seiner ganzen Anlage unbekannter Thor; es ist keine Glückseligkeit möglich. Die Erwartung derselben, und ein Gott, den man ihr zufolge annimmt, sind Hirngespinste. Er behauptet allgemein von der Erwartung der Glückseligkeit: (auch in den eben angeführten Begriffen, S. 64.) Das System, in welchem von einem übermächtigen Wesen Glückseligkeit erwartet wird, ist das System der Abgötterei und des Götzendienstes. Noch mehr, er sagt, S. 66. Ein solcher Gott ist ein verächtliches Wesen; er leistet einen Dienst, der selbst jedem erträglichen Menschen ekelt.

seeligkeit suchet. Die ganze Einrichtung der Erde, und der menschlichen Gesellschaft, bringt es mit sich, daß diese menschliche Glückseligkeit oft muß gestört und unterbrochen werden, und da fühlt sich denn der Mensch zu schwach, um dieses Geschäft der Wiederherstellung der Glückseligkeit zu übernehmen. Es entsteht in ihm ein inneres Sehnen nach der Gottheit, welche seine Glückseligkeit wieder herstellen möchte. Hierzu kommen noch die verschiedenen Wünsche, welche die Menschen zu unterhalten pflegen, und deren Erfüllung sie so sehr hoffen. Aber wie sollen sie sie befriedigen? steht denn der Erfolg ihrer Bemühungen ganz in ihren Kräften? Die Erfahrung lehrt, daß dieses nicht so sei, und nun sucht man höhere Wesen, die diese Wünsche in Erfüllung bringen, die durch ihre höhern Kräfte auch einen glücklichen Erfolg ertheilen sollen.

Der Mensch glaubt von unsichtbaren Gegenständen und verborgenen Kräften abzuhängen. Wäre der Mensch im Stande, seine Bedürfnisse, Begierden und Wünsche selbst zu befriedigen, so würde er nur von sich selbst abhängen, so wäre er sich selbst genug, und gewissermaßen sich selbst ein Gott: oder wäre er von der ihn umgebenden sichtbaren Natur, von ihren leblosen Theilen und Elementen, von den Thieren und seinen Mitmenschen nicht ganz unabhängig, hätte er aber nur die Geschicklichkeit, den Einfluß dieser Dinge außer sich nach seiner Will-

kühr zu lenken, so würde er alsdann keine unsichtbare menschenähnliche Wesen erdenken. Der rohe Mensch hängt nur gar zu sehr von andern Dingen außer sich ab, theils weil er die Natur der Dinge, und ihre Kräfte nicht hinreichend kennt, theils auch ihre Kräfte nicht gehörig einzuschränken, und zu seinem Besten anzuwenden weiß.

Je weniger er die Natur, ihre Gesetze und Wirkungen kennt, je weniger er aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige zu errathen weiß, desto leichter ist er geneigt, die ganze Natur zu vergöttern. Woher entstand anders die Anbetung des Feuers bei rohen Völkern? als weil man seine Natur nicht kannte, und seine Wirkungen nicht wußte. Je mannigfaltigere Bedürfnisse daher der Wilde hat, desto abhängender wird er dadurch von den ihn umgebenden Gegenständen; je hülfsbedürftiger er ist, desto mehr ergreift er alles in der Natur als Gottheit, und daher finden wir auch bei den wildesten Völkern die meisten Gottheiten. Wie soll sich der Ungebildete Ursache und Wirkung getrennt genug von einander denken? wie leicht wird er beides mit einander vermischen, denn nach seiner Bemerkung gränzen Ursache und Wirkung nahe an einander. Wenn er also den Einfluß der Sonne und des Feuers bemerkt, und daraus den glücklichen oder unglücklichen Erfolg seiner Wünsche herleitet, so wird dieses für seinen Verstand sehr merkwürdig sein, er wird glau-

ben hierin höhere Wesen zu entdecken, welche Ursache dieser Wirkung sind, und von denen er abhängt. Und eben weil die Einbildungskraft sehr stark ist und er nicht ruhig und kaltblütig untersucht, so hält er nun leicht Sonne und Feuer für höhere Wesen selbst; denn ihn leitet nicht so sehr die Wißbegierde nach der Ursache, sondern vielmehr die Wirkung selbst; denn dieser verdankt er sein Glück oder Unglück, die Erfüllung oder Vereitelung seiner Wünsche. Glaubt er einmal solche Entdekkung gemacht zu haben, so bleibt er als ungeübter Denker dabei stehen, ohne durch eine nachher gemachte Bemerkung sich wieder irre machen zu lassen; daher ihn denn auch eine falsche Volkssage hinreichend befriedigt. Sollte er diese nun sogar aus dem Munde seines Schamanen oder Priesters hören, so wird ihn dieses noch um so eher geneigt machen, dieser Sage völligen Glauben beizumessen, und alle andern späteren Erfahrungen stören ihn gewiß nicht in dem Besitze seiner einmal erkannten Wahrheit. Jener majestätisch rollende Donner, jene prächtigen Blitze brachten den sinnlichen und gefühlvollen Menschen auf den Begriff eines höhern Wesens. Der Mensch selbst konnte diese Wirkung nicht hervorbringen, dazu waren seine Kräfte zu schwach, der Himmel war von ihm zu entfernt, es muß dort also ein höheres Wesen sein, dachte er, ein Bewohner dieser Lichtgegend, und das war seine

Gottheit; man denke dabei an den Jupiter tonitruans bei den Griechen, oder an den Diespiter beim Homer. Ein sanft rauschender Bach, eine rieselnde Quelle, ein anmuthiges Thal, waren am geschicktesten, in dem nachdenkenden Manne den Begriff von einer Gottheit zu erwecken. Sollte es Wirkungen geben, ohne Ursache? Sollte Niemand der Beherrscher der Welt sein? Jene abhångende Felsen, jenes sich thůrmende Gewitter, jenes Toben des Meers, jener Sturm des Windes, jenes Zerschlagen schåumender Wellen, erwecken im Menschen ein Sinnegefůhl der Gottheit. Solche Scenen der Natur mußten nothwendig, eben weil sie den Sinn des Gehörs, der am stårksten bei dem sinnlichen Menschen ist, treffen, in dem Menschen die ersten Begriffe von der Gottheit erwecken; mußten ihn lehren, sich mit der Gottheit zu beschåftigen. Der Mensch fůhlte seine Ohnmacht zur Hervorbringung solcher großen Wirkungen, und fiel auf den Gedanken, daß es ein höheres und måchtigeres Wesen gebe, das diese Wirkungen hervorgebracht håtte. Wåre die Welt gleich auf einer so hohen Stufe der Kultur gewesen als jetzt, so wåre es auch nicht möglich gewesen, auf die eben angefůhrte Weise zu dem Begriffe einer Gottheit zu gelangen. Wir fůhlen unsre Abhångigkeit von der Sonne nicht mehr in einem so hohen Grade, als der Wilde. Wir wissen uns gegen ihre Hitze durch Håuser zu schůtzen,

und durch Ableitung des Wassers trockne Wiesen zu bewässern. — Wir erschrecken nicht mehr so sehr, wie der Wilde, bei einem aufsteigenden Gewitter, indem wir die Ursachen desselben schon ergründet haben, und uns durch Blitzableiter gegen dasselbe sichern können: so nicht der Wilde, den seine Hütte nicht schützte, wenn ein Gewitter entstand, und der die zerschmetternden Blitze nicht von sich abwenden konnte. So war also die Philosophie des Wilden eine andre, als die eines aufgeklärten Weisen; und so mußte bei ihm der Weg zu einer Gottheit von ganz anderer Art sein.

Unter den mannigfaltigen wohlthätigen Scenen der Natur, war gewiß keine für den Landmann und Wilden auffallender und wohlthätiger als der Aufgang der Sonne, dieses glänzenden Gestirns, das so wichtigen Einfluß auf seine Geschäfte und auf seine Felder hatte. Daher mußte dies ihn nothwendig auf den Begriff eines Wesens führen, das dieses Gestirn regiere. Wenn er seine Aufmerksamkeit auf sie richtet, und sieht, wie sie von Wolken verdunkelt wird, und bald darauf wieder prächtig hervorgeht; wenn ihm seine Erfahrung sagt, daß, ob sie gleich des Nachts sich vor seinem Auge verbirgt, sie doch mit ihren glänzenden Strahlen die Erde wieder erleuchtet, sie erwärmet, und ihre Felder erquickt. Welcher große Begriff von der Urquelle des Lichts muß dann nicht in seiner Seele entstehn?

Muß dann nicht seine Dankbarkeit in Verehrung gegen dieses Gestirn übergehen? Sollte es nicht ein solches Volk gegeben haben? Diese Frage wirft unsre Vernunft auf, und die Geschichte bestätigt es mit den Persern.

Nicht allein aber am Himmel, auch auf dem Erdboden, den der Mensch bewohnte, gab es viele wohlthätige Auftritte in der Natur, die den Menschen zu dem Begriffe eines höhern Wesens leiteten. Die Betrachtung herrlicher Fruchtfelder, die mit tausenden von Aehren prangen, jene Wiesen mit so vielen duftenden Kräutern, die von rieselnden Bächen bewegt werden; jene Wälder ertönend von dem Gesange lieblicher Sänger, o wie leicht erzeugten sie die Idee von einer Gottheit, die so wohlthätig war, und dem Menschen dies alles gab. — — Der Mensch selbst fühlte sich zu schwach, um dürre Bäume wieder mit herrlichem Laube zu bekleiden, um verdorrten Wiesen wieder eine schöne Gestalt zu geben; um traurige Einöden in lächelnde Gefilde zu verwandeln, dazu bedurfte es eines höhern Wesens, das mehrere Kräfte hatte als der Mensch, eines Wesens, dessen Einfluß sich auf die ganze Natur erstreckte. Betrachtete nun der Mensch auch die mächtigsten seiner Erdenbrüder, so waren sie doch dazu zu ohnmächtig. Hier fiel ihm nun der Gedanke eines höhern Geistes ein, und zwar war dieses ein wohlthätiger Geist, der auf den Erdboden wirkte, dessen

edelstes Geschäft es war zu segnen und wohl zu thun. Wie mußte der Mensch so ganz für dieses hohe Wesen eingenommen werden, und sich glücklich fühlen, wenn er von dessen Dasein sich fest überzeugen konnte. Je regelmäßiger die Ordnung ist, desto weniger wird die Aufmerksamkeit des Naturmenschen gespannt, und desto weniger ist er auch geneigt sie zu erforschen oder zu ergründen. Erst fürchterliche Scenen der Natur, erst außerordentliche Vorfälle, ein fürchterliches Gewitter, dessen Entstehung der rohe Mensch sich nicht entziffern konnte, begleitet mit Sturm, Hagel und Blitzen, ein Erdbeben, eine Sonnenfinsterniß, heftige Orkane machen den Menschen auf den Gang der Dinge aufmerksam, und dann wird er aus seinem Schlummer erweckt: da entdeckte er ein Wesen, das weit höhere Kräfte hatte als er selbst, und das daher also auch auf ihn einen gewissen Einfluß hatte. Daher sagt schon Petronius: Primos in orbe Deos fecit timor. Die Furcht vor bevorstehenden Uebeln war Veranlassung an hohe und mächtige Wesen zu denken. So lange die Natur ihren gewöhnlichen Lauf fortgeht, pflegt der größte Theil der Menschen keine Beobachtungen anzustellen. Sowie der Mensch nun mehrere Jahre schon auf einander hat folgen sehen, so glaubt er dann, es müsse so sein; sobald aber der Lauf der Natur unterbrochen wird, und die Dinge nicht mehr wie gewöhnlich aufeinander

folgen, wenn z. B. Ueberschwemmungen entstehn, der Hagel die Feldfrüchte verdirbt, die Krankheiten die blühende Gesundheit der Menschen zerstören, die Völker selbst in einem verderblichen Krieg begriffen sind; dann denkt man an höhere Mächte — dann entsteht Furcht. — Mit furchtsamer Neugierde richtet dann der Mensch seine Augen auf den Lauf der zukünftigen Ursachen, er ist ängstlich, und dieses entsteht aus der Ungewißheit der zukünftigen Begebenheiten; und so macht sich denn die Einbildungskraft eine Idee von gewissen über die seinigen erhabenen Kräften. Bald war es Staunen über eine ungewöhnliche Naturbegebenheit, bald, wie viele alte und neuere Forscher mit dem Aristoteles angenommen haben, Bewunderung der Schönheit und Vollkommenheit der Natur. Der Anblick von ungewöhnlichen Begebenheiten erregt die Wißbegierde nach der Ursache, und nun führen Donner, Orkane und Erdbeben auf höhere Wesen, die dieses hervorbringen mußten. Mußten nicht Stürme, Donner, Blitz und Ungewitter und andere fürchterliche Scenen der Natur einen starken Eindruck auf die Menschen machen, den Gedanken von Gottheiten erwecken, und sie bei jeder Wiederholung daran erinnern *)? Und wie leicht konnte diese Furcht die

*) Tertiam causam posuit Cleanthes, quae terreret animos fulminibus, tempestatibus, nimbis, nivi-

Götter vervielfältigen? Kenntnisse, Talente, und Erfahrungen, waren verschieden. So erzeugte Furcht vor so viel unbekannten Gegenständen in der Natur den Begriff von mehreren Göttern.

Aber ließe sich gegen diese Behauptung nicht einwenden, es müßten nach dieser Hypothese alle Götter bösartige Wesen sein, und dies lehrt die Völkergeschichte doch nicht, sonst müßte der Wilde alle reißende Thiere des Waldes anbeten. Sobald der Schrecken aufhört, der Donner verhallt, die brausenden Wogen des Meeres sich legen, das Wüthen des Orkans sich endiget, die Sonne nach der Verfinsterung wieder neuen Glanz bekömmt, so hört alsdann dieses Schreckengefühl auf, der Mensch forscht nicht weiter nach, woher es entstanden, und es bringt weiter bei ihm keine Wirkung hervor.

Bald war es Bewunderung und Dankbarkeit, die den Ungebildeten zu dem Begriffe einer Gottheit führten. — Wie kömmt es, dachte der Mensch, daß die Sonne so majestätisch aufgeht, und mit eben solcher Pracht wieder ins Meer sinkt? woher

---

bus, grandinibus, vastitate, pestilentia, terrae motibus et saepe fremitibus, lapideisque imbribus et guttis quasi cruentis: tum lapidibus aut repentinis terrarum hiatibus — — quibus exterriti homines vim quandam esse coelestem, et divinam suspicati sunt.

Cicero de natura Deorum l. II. cap 5.

ihr regelmäßiger Lauf? wie kömmt es, daß die Flüsse nicht aus ihren Ufern treten, und alles überschwemmen, und mit sich fortreißen? — Woher die unendliche Vermehrung der Saamenkörner in einem einzigen Sommer? woher die große Anzahl von Thieren, die täglich ihre Natur finden? Da muß doch wol etwas da sein, das alles so weise hervorgebracht hat, lenket, und regieret. Täglich findet der Mensch seine Nahrung und seinen Unterhalt, täglich erwärmt ihn eine Sonne. Der sanfte Mond leitet ihn bei stiller Nacht durch seine dicken Wälder. — Sollten bei dem gefühlvollen unverdorbenen Menschen nicht gewisse Empfindungen der Dankbarkeit entstehen, da er doch leicht einsehen mußte, daß kein anderer Mensch, keiner, der mit ihm gleiches Wesens ist, ihm diese Wohlthaten erzeigte. — Sollte also nicht auch das Gefühl der Dankbarkeit den Gedanken an eine Gottheit in ihm erzeugen können? Sollte diese Muthmaßung von einem höhern Wesen nicht bald zur Gewißheit bei ihm übergehen? Macht er nun immer Erfahrungen von neuen Wohlthaten, so werden auch diese Gefühle der Dankbarkeit bei ihm immer stärker, und die Idee von einer Gottheit wird alsdann immer mehr gegründet.

Einige halten den Begriff von einer Gottheit für eine Erfindung der Gesetzgeber, oder herrschsüchtiger Menschen. Es war für sie wichtig dem Volke

zu sagen: es giebt höhere Wesen, denn sie waren oft zu schwach, um das unbändige Volk zu regieren. Critias von Athen sagt: apud Sextum 9, 54, es gab eine Zeit, da die Menschen wie die Wilden lebten, ohne Regierung und Gesetze, und sich bloß der Gewalt bedienten, da der Tugend keine Belohnung verheißen war, und die Laster keine Strafe zu erwarten hatten. Hieraus siehet man, daß die Menschen bürgerliche Gesetze erfunden haben, um dem Uebel Einhalt zu thun. Von der Zeit an hatte die Gerechtigkeit über das menschliche Geschlecht den Vorsitz: die Gewalt wurde eine Dienerinn der Gerechtigkeit, und die Strafe verfolgte den Uebelthäter ohne Vergebung. Allein als die Gesetze die offenbare Beleidigung der Gerechtigkeit eingeschränkt hatten; so sannen die Menschen auf Erfindungen, wie sie einander heimlich Unrecht thun möchten. Und damals geschah es, daß einige verschlagene und listige Staatsleute, welche die menschlichen Herzen gut kannten, wider dieses Vorhaben eine Gegenlist brauchten, indem sie Lehrsätze erfanden, wodurch gottlose Menschen auch alsdann durch Furcht im Zaume gehalten wurden, wenn sie etwas ins Geheim zu reden, zu denken, oder zu thun begriffen waren. Und dieses geschah dadurch, daß sie den Glauben an einen Gott einführten, von dem sie lehrten, daß er unsterblich, und das allervortrefflichste Wesen sei, und alles wisse. Dieser Gott

wie sie von ihm glaubten, könne alles, was die Sterblichen hienieden sagten oder thäten, hören und sehen. Es könnten aber auch die allerersten Entschlüsse einer sehr geheimen Bosheit ihm nicht verborgen werden, weil die Erkenntniß seiner Natur wesentlich sei. Dies thaten die Volksregenten, und da sie diese Begriffe in die Herzen prägten, so wurden sie die Urheber einer Lehre, welche wunderbar wuchs und zunahm, indem sie die Wahrheit unter der geschickten Decke einer Fabel versteckten. — Dies war nach meiner Meinung der Kunstgriff, durch den die Sterblichen zuerst dahin gebracht wurden, daß sie an unsterbliche Wesen und Naturen glaubten. Calotes lobet es, daß bei bürgerlichen Verordnungen der erste und höchst wichtigste Artikel, der Glaube an die Götter sei. Und dieser Glaube war es, wodurch mit Gelübden, Eidschwüren, Weissagungen und Vorherverkündigungen Lykurg die Lacedämonier, Numa die Römer, der ältere Jon die Athener, und Deukalion insgemein alle Griechen zu lenken suchten, und durch Hoffnung und Furcht unter ihnen die Religion im Ansehen erhielt. Cicero macht folgende Einleitung zu den Gesetzen: Sit igitur hoc a principio persuasum civibus, dominos esse omnium rerum ac moderatores deos, eaque, quae gerantur, eorum geri vi, dictione ac numine, eosdemque optime de genere hominum mereri, et qualis

quisque sit, quid agat, quid in se admittat, qua mente, qua pietate colat religiones, intueri: piorumque et impiorum habere rationem. Das erste Gesetz der Landesconstitution, sagt Archytas, muß zur Unterstützung desjenigen gegeben werden, was sich auf die Götter, die Dämonen, unsre Eltern, und überhaupt alles das bezieht, was gut und ehrwürdig ist. —

Mir scheint aber bei dieser Erklärung ein Fehler gemacht zu sein, denn es ist immer erst die Frage, wie kamen die Gesetzgeber zu dem Begriff von Göttern? war es hier Bemerkung über ihre eigne Person, oder Betrachtung über die Regierung des Staats? wenn dieser ohne einen Regierer nicht bestehen konnte, wie konnte denn die Einrichtung der ganzen Welt, worin so viele einzelne Dinge ein Ganzes ausmachen, wol bestehen?

Die Politik ist nicht im Stande dem Menschen nach Gefallen Götter aufzudringen, wenn nicht der innere Glaube dazu nöthiget. Zu den Zeiten, als die römische Republik sehr gefallen war, vergötterte man zwar einige Kaiser, und legte ihnen göttliche Titel und Ehre bei, allein dies dauerte nicht lange, die Nachkommen verehrten sie nicht. Es würde ein sehr unkräftiges Mittel der Politik gewesen sein, wenn Religion bloß eine Erfindung der Herrscher wäre, und sie nicht aus dem Innren des Menschen selbst aus der Seele hervorginge. —

Religion war weit eher als der Staat, und als das Priesterthum. Das Priesterthum setzt schon eine Religion voraus. Unrichtig ist daher der Satz, daß Religion durch Priesterbetrug entstanden wäre. Hätte man diesen Betrug entdeckt, so würde auch die Religion aufgehört haben. Waren erst die Begriffe von Göttern da, so konnten zuweilen Priester ein Interesse dabei finden, irgend eine besondere Meinung zu unterhalten, allein nicht erfinden, ihnen ist es zuzuschreiben, daß die durch natürliche Bedürfnisse entstandene Religion eine festere Bestimmung und dauerhaftere Sicherung erhielte, indem sie die mancherlei Sagen ordneten, den vielen sich vorfindenden Gottheiten ihre Rangordnung und Geschäfte anwiesen, und sie so gut als es sich thun ließ, in Verbindung brachten, und nun daraus Theogonien und Systeme mancherlei Art bildeten.

Aber konnte nicht vielleicht durch eine höhere Mittheilung der Mensch auf den Begriff einer Gottheit kommen? wie schwer dies sei, beweist die Geschichte der alten Welt und der wilden Völker. Ihre Begriffe von einer höhern Macht waren anfänglich sehr schwach, und es würde thöricht sein, anzunehmen, daß sich bei dieser niedern Kultur der Begriff von einem höchsten Geiste selbst gebildet hätte. Wollte der Mensch sich den Begriff von einer größern Macht machen, so war es doch immer nur eine vergrößerte menschliche Macht, die

aber eine weit erhabenere und eine uneingeschränktere Stärke hatte. Bei seinen höheren Wesen fanden sich menschenähnliche Begierden, Leidenschaften, Glieder und Organe. Allmählig stieg der menschliche Geist von einer niedern Stufe zur höhern, er machte sich ein Bild von dem Vollkommneren dadurch, daß er es von dem Unvollkommenen abzog. Die Idee wurde allmählig erst berichtiget. Die Entstehung des Begriffs von einer Gottheit mochte wol nicht auf solche Weise entstanden sein, als Cicero sich dieselbe erträumte: daß Menschen von Kindheit an auf einer unbewohnten Insel sich selbst überlassen, auf den Lauf der Natur geachtet, und nun sich selbst allerlei feine physische und metaphysische Fragen vorgelegt hätten. Als Cicero dieses schrieb, stand die römische Nation auf einer höhern Stufe der Kultur, sie war selbst in ihrer Blüte. Cicero selbst war ein metaphysischer Denker und großer Redner, er hatte die tiefsinnigen Werke älterer griechischen Weltweise gelesen, und aus ihnen geschöpft. Wie kann man aber hiemit den armen hülfsbedürftigen Wilden vergleichen, gedrückt von so manchen Bedürfnissen, er wirft keinen Blick auf den Lauf der Sonne, auf die Schönheit der Natur, auf die Folge und Ordnung der Dinge, er sinnt immer darauf seinen Hunger zu stillen, und sich mit der Jagd oder dem Fischfange zu beschäftigen,

er geht nie auf die erste Ursache zurück, welche die großen Wirkungen in der Natur hervorbringt.

So waren also die ältesten Philosopheme über die Gottheit Resultate des natürlichen Bedürfnisses. Der leichteste Weg war gewiß der, worauf die Scenen der Natur selbst führten. Weit schwerer aber war es durch tiefes Nachdenken zu dem Begriff der Gottheit zu gelangen, ihn betraten nur die gebildeten Völker, oder solche, die in solchen glücklichen Gegenden wohnten, da sie nicht durch natürliche Bedürfnisse so sehr gedrückt wurden, und ihnen also Muße und Zeit genug zum Nachdenken übrig blieb. Die ersten Denker waren also die Nomaden, jene glücklichen Völker, die beträchtliche Heerden hatten, die von der mütterlichen Erde hinreichend ernährt wurden, und von denen sie wiederum in Ueberfluß ihre Nahrung bekamen. Sie hatten ein beträchtliches Hauswesen, wenn ich es so nennen darf (denn eigentlich wohnten sie nicht in Häusern) eine Anzahl von Weibern und Kindern, von Knechten und Mägden. — Schon dies forderte sie zum Nachdenken auf. Nachdenken war also ihr vorzüglichstes Geschäft; sie lebten im Wohlstande — sollte es denn nicht unter ihnen auch denkende Köpfe gegeben haben, die, wenn sie das Ganze übersehen wollten, auch einen scharfen Blick haben mußten, die also auch auf Ordnung zu sehen hatten, und darnach nun ihren kleinen Staat regierten. Aber —

dazu leitete sie ihr Nachdenken — sollte es nicht auch einen Regenten im Großen geben? der nun einen großen Theil der Welt, so wie sie ihr Hauswesen, besorgte? Sie fanden dieses sehr natürlich, und so wie es einen Emir gab, der der Regierer einer großen nomadischen Gesellschaft war, so gab es auch einen Weltregenten. Dies Nachdenken über eine Gottheit aber konnte auf eine verschiedene Weise angestellt werden, je nachdem Klima, Kultur oder andere äußere Umstände dazu Veranlassung gaben. Der nachdenkende Weltweise des Alterthums kam daher wol durch ein anderes Nachdenken zu dem Begriff einer Gottheit als der Emir. Der Begriff, den er sich machte, war auch wol verfeinerter. Er dachte über die Entstehung der Erde nach, er sah die verschiedenen Geschöpfe auf Erden, die vielen Bäume, Kräuter und Pflanzen, er beobachtete den regelmäßigen Lauf der Sonne, ihren Aufgang und Untergang. Woher nun das alles? war die erste Frage. Nicht einmahl das schlechteste Haus bauet sich selbst; auch die Hütte, die ich im Walde sehe, läßt mich vermuthen, daß sie nicht von selbst entstanden *); wie läßt sich denn erwarten, daß diese

---

*) An vero, si domum magnam, pulchramque videris, non possis adduci, ut, etiam si dominum non videas, muribus illam et mustelis aedificatam putes: tantum vero ornatum mundi, tantam varietatem, pulchritudinemque rerum

große Erde, der Wohnort so vieler Menschen und Thiere von selbst sollte entstanden sein? man muß doch wol zuletzt auf einen Urheber zurück kommen; und so gelangen denn diese nachdenkenden Philosophen zu dem Begriff eines höchstens Wesens, welches der Urheber und Schöpfer aller Dinge sein mußte. Von ungefähr, sagt Cicero, kann die Welt nicht entstanden sein, sie muß das Werk eines weisen Meisters sein. So wenig die Jahrbücher des Ennius entstehen werden, wenn man einen Kasten mit Buchstaben ausgießt, so wenig ist auch die Welt ein Werk des Ungefährs. Konnte die Zusammenkunft der Atomen eine Welt bilden, warum sollten denn diese Atomen *) nicht auch Städte hervorbrin-

---

coelestium, tantam vim et magnitudinem maris atque terrarum, si tuum, ac non deorum immortalium domicilium putes, nonne plane desipere videare?

Cicero de natura Deorum, l. 2. c. 6.

*) Lucrez in seinem bekannten Buche de rerum natura will lehren, wie durch die Bewegung und Zusammensetzung der Atomen diese Erde entstanden sei; gegen diesen Satz waren aber mehrere andere Philosophen, daher sagt er:

Praeterea, coeli rationes ordine certo,
Et varia annorum cernebant tempora verti;
Nec poterant quibus id fieret cognoſcere causis:
Ergo porfugium sibi habebant, omnia Divis
Tradere, et illorum nutu facere omnia flecti.

Lucretius l. V. v. 1182.

gen können. Wenn Menschen beständig unter der Erde wohnten in den schönsten und prächtigsten Häusern, geschmückt mit den schönsten Gemählden, und mit allen den Dingen versehen, welche die Glücklichen der Erde besitzen, aber nie unsre jetzige bewohnte Erde gesehn hätten, durchs Gerücht und Tradition aber wüßten, daß es ein gewisses göttliches Wesen gebe, und nun nach einiger Zeit der Abgrund der Erde sich öffnete, und sie aus ihren verborgenen Wohnungen auf die bewohnte Erde kämen; würde da nicht der Anblick von Erde, Meer und Himmel, die Größe der Wolken, die Kraft der Winde, die große schöne und prächtige Sonne, deren Licht sich am ganzen Himmel verbreitet, und den Tag bestimmt; würde nicht dieses mit dem Anblick einer sternenvollen Nacht und des wechselnden Mondes sie auf den Gedanken bringen, es gibt Götter, und diese so großen Werke sind von ihnen hervorgebracht? (Cicero de natura Deorum, l. II. c. 37.) Lucilius will noch aus der langen Dauer, worin die Meinung von den Göttern bestanden, ihr Dasein beweisen *).

*) Quid enim est hoc illo evidentius? Quod nisi cognitum, comprehensumque animis haberemus, non tam stabilis opinio permaneret, nec confirmaretur diuturnitate temporis, nec una cum seculis, aetatibusque hominum inveterare potuisset. Etenim videmus, caeteras opiniones fictas, atque vanas diuturnitate extabuisse. — Opinio-

Der stoische Weltweise suchte durch folgende Gründe sich vom Dasein einer Gottheit zu überzeugen: 1) der Begriff von Gott ist allgemein; es läßt sich aber nicht denken, daß eitler Wahn allgemein unter allen Völkern des Erdbodens sein könnte, Irrthum wird doch gewiß von Einigen als Irrthum erkannt werden. 2) Es gibt Dinge in der Welt, die keine menschliche Hände, auch mit vereinten Kräften, hervorbringen können, wie z. B. Sonne Mond und Sterne, Götter müssen sie also hervorgebracht haben. 3) Die Seele muß aus einer Quelle fließen, vom Körper kann sie nicht herkommen, es gibt daher eine Urquelle der menschlichen Seelen, und dies ist die Gottheit. 4) Es gibt eine Stufenleiter von Wesen, die größte Vollkommenheit grenzt nicht unmittelbar an die niedrigste, dies lehren so viele Dinge in der Schöpfung, wovon einige ganz ohne Organisation sind, andre wol Organe aber keine Empfindung haben, andre zwar Empfindung aber keine Vernunft haben. Gibt es viele Wesen unter dem Menschen, so gibt es auch viele über ihn, seine Seele ist viel zu schwach, um die vollkommenste zu sein; es muß noch vollkommenere geben, und diese nennen wir Götter.

---

num enim commenta debet dies: naturae judicia confirmat. Cicero de natura Deorum, l. 2. c. 2.

Die Stoiker glaubten überhaupt, daß der Mensch auf vier Wegen zu dem Begriff von Göttern gekommen wäre. 1) Durch die Divination, und Beobachtung der verschiedenen Vorbedeutungen; er bemerkte, daß die Zukunft durch Zeichen angekündigt wurde, und schloß daraus auf ein Wesen, das die Zukunft besser einsähe, als die Menschen. Gibt es wirklich eine Divination, d. h. eine Kunst, aus Zeichen und Vorbedeutungen künftige Begebenheiten vorherzusehen, wie denn dies alle Völker eingestehn; so muß diese Divination durch höhere Wesen regiert werden. 2) Auf dem Wege der Dankbarkeit. Gerührt von den Freuden, die ihnen allenthalben zuströmten, beugten die Menschen ihre Knie vor übermenschlichen Wesen, von welchen sie glaubten, diesen Segen erhalten zu haben. 3) Durch die Bewunderung. Die Menschen beobachteten die regelmäßige Bewegung der Himmelskörper, und schlossen daraus, daß sie von übermenschlichen Wesen mußten regiert werden. 4) Die vierte Veranlassung war die Furcht. Man ward durch Erdbeben, Stürme und die übrigen Katastrophen in der Natur aufmerksam gemacht; die natürlichen Ursachen wußte man nicht auszumachen, man fiel daher auf Götter.

Xenophanes war ein sehr nachdenkender Philosoph, er schöpfte seine Idee von Gott aus der bloßen Spekulation, und kam zuletzt auf ein ewiges

Sein, auf jene unveränderliche Substanz. Alles Entstandene muß entweder aus etwas Gleichem oder aus etwas Ungleichem entstanden sein. Das Gleiche kann nichts Gleiches hervorgebracht haben, weil es sonst nicht von ihm zu unterscheiden sein würde. Sollte es aber aus etwas Ungleichem entstanden sein, so müßte es aus Nichts entstanden sein. Aber aus Nichts wird Nichts. Er glaubte mithin in dem Begriffe des Entstehens selbst einen Widerspruch zu finden, und es blieb ihm nichts übrig als ein Sein, und zwar ein ewiges Sein einer unveränderlichen Substanz. Durch bloße Vernunftspekulation brachte er also diese große Idee hervor. Er wußte sie nicht mit der Erfahrung zu vereinigen, doch meinte er, seiner Vernunft mehr glauben zu dürfen, als seinen Sinnen und seiner Erfahrung. Seine erhabensten Begriffe, die er hatte, verband er mit den Vorstellungen seiner Volksreligion von den Göttern, und so gelangte er zu der Idee von einer ewigen unveränderlichen Substanz, die er insofern den einzigen Gott nannte. Seine Ideen hat Fülleborn*) in einem dichterischen Fragmente gesammelt, und ich gebe sie nach seiner Uebersetzung.

Das weiß kein Sterblicher gewiß, und keiner
Wird's je ergründen, was ich von den Göttern
Und von dem Ganzen sage. Wer das Richtigste

---

*) Fülleborns Beiträge, S. 7.

Darüber träfe, hätte doch für sich
Noch immer nicht Gewißheit. Ueberall
Herrscht nichts als Meinung.
Dies gilt nur als Vermuthung und Wahrscheinlichkeit
Es ist ein Gott, der größte aller Götter
Und Menschen: ähnlich weder an Gestalt
Noch an Verstand der Sterblichen *)
Er sieht und denkt, und höret überall **)
Durch Weisheit denkt er Alles ohne Mühe.

Die Menschen wähnen daß die Götter, so wie sie
Geboren werden, und, wie sie Gewand
Und Form und Stimmen haben ***).
Ja wären Bär und Stier mit Händen nur
Versehen, um zu malen und zu thun
Was Menschen können; sicher würden sie
Die Götter malen, wie sie selber sind
Und ihnen Körper geben, die den ihren
Vollkommen glichen.
Aus Erd ist Alles †): Alles wird zur Erde,
Wir alle sind aus Wasser und aus Erde ††)
Die Götter haben nicht vom Anfang Alles
Dem Sterblichen verliehen; allmälig findet er
Durch langes Forschen erst das Bessere.

---

*) Clemens Alex. Strom, V. p. Col. und Euseb. Praepar. Evang. XIII. 13. p. 678.

**) Sext. adv. Math. IX. 144.

***) Clemens Strom, V. 601. Euseb. Praeparat. XIII. 13. p. 678.

†) Sextus adv. Math. X. 313. Stobaeus I. p. 294.

††) Sextus adv. Math. IX. 361. X. 315.

Noch scheint mir eine andre Art von Nachdenken möglich gewesen zu sein, das den Menschen zu dem Begriff einer Gottheit führen konnte, nämlich Folgendes: Ein Theil von Menschen wurde wol durch die Aufmerksamkeit auf sich selbst und seinen Zustand zu dem Begriff einer Gottheit geführt. Er bemerkte, daß wenn sein Körper im Schlafe gänzlich ruhe, doch noch Empfindung, Leben und Bewegung in ihm sei, daß etwas vom Körper Verschiedenes da sei, das noch fortwirke, und den Traum befördere, und das nannte er Geist oder Seele, er hielt es für Luft, oder Hauch, oder Geist רוח oder נפש. So lange der Mensch im wachenden Zustande sich befindet, wo Körper und Seele beide gemeinschaftlich wirken und handeln, kann der Gedanke von Seele wol nicht gut entstehn. Aber der Anblick eines todten Freundes wird ihn gewiß lebhafter in Staunen und Schrecken setzen, als alle Naturereignisse. Lebt nun deine Seele im Traum, schließt er weiter, wo ist denn die seinige geblieben, wo lebt sie? Dieser Gedanke des Todes führt also zu dem Begriff von Geist, und bei einem schärfern Nachdenken zu einem höhern Geiste. Bei unserm ersten Erwachen zeigt sich die Idee oder das Bild der Gottheit heller oder dunkler, ob wir es gleich selbst nicht wissen, wie es entstanden, und liegt daher in dem innersten Wesen des Menschen.

Der Mensch aber sah nicht bloß in sich einen

Geist, er sah Flüsse, die seiner Meinung nach unaufhörlich fortflossen, er sah von diesen auf seinen Körper. Er entdeckte deswegen allenthalben Leben, allenthalben Geist. Der Mensch ging noch weiter, denn er sah Wirkungen von Dingen, die über seine Kräfte waren, Flüsse überschwammen ganze Gegenden, nahmen die schwersten Lasten mit sich fort, Blitze entzündeten sein Haus, zerschmetterten den größten Baum; Winde zerstörten die Wälder, und seine Hütte; so entstand bei ihm der Begriff von großen Geistern in der Natur, welche mehr als die Menschen vermochten, und er nannte sie Götter, welche er sich freilich nicht in der Einheit, sondern in der Mehrzahl denken mußte. Daher kömmt es denn, daß das Alterthum den Flüssen, Bergen, so wie Wäldern, Gottheiten beilegte, welche aufs innigste nach seinen Begriffen damit verbunden sind. Und so entstand denn späterhin in den Köpfen der Eklektiker, Joniker und Pythagoräer eine Weltseele. Die Muthmaßungen, welche erst einige nachdenkende Köpfe über das Dasein von Gottheiten hatten, wurden nachher zur Gewißheit, wie dies der Fall bei der Entstehung aller geoffenbarten Wahrheiten ist; anfänglich werden sie durch Muthmaßungen entdeckt, und entstehen durch gewisse Wahrscheinlichkeit. Findet diese sich nachher bestätiget: so wird sie durch das Erforschen eines tiefdenkenden Geistes aus Grundsätzen bewiesen, die oft unumstößlich sind,

daß sie bei einem Jeden Ueberzeugung hervorbringen, und ein Jeder von der Wahrheit der Sache so überzeugt wird, als wenn er sie selbst erfunden hätte. Man könnte glauben, daß der Gedanke von den Wirkungen in der Natur, und von der Regierung der Welt zur Ueberzeugung von einer Gottheit hinreichte, wenn die Begriffe fein genug wären, um einzusehen, was Pope sagt:

The first Allmighty Cause
Acts not by partial, but by gen'ral Laws.

Will man eine Untersuchung anstellen, ob Monotheismus, oder Polytheismus eher in der Welt gewesen sind, so darf diese Untersuchung nicht bloß durch Hülfe der Geschichte angestellt, sondern sie muß aus den allmähligen Fortschritten der Geisteskultur der Menschheit hergeleitet werden. Die Geschichte kann nur Belege geben, die eine Vermuthung durch Schlüsse zur Wahrscheinlichkeit, eine Hypothese zur Evidenz bringen. Es mußte also wol ein psychologisch-historischer Weg eingeschlagen werden.

Ich nehme deswegen vier Perioden an, die der menschliche Geist zu durchlaufen habe, ehe er fähig war, zu dem Begriff eines einzigen höchsten Wesens sich emporzuschwingen.

Die erste Periode ist die der Thätigkeit seines physischen Vermögens. Der Mensch erhob sich in diesem Zeitpunkte nicht weit über das Thier — er war bloß aufmerksam auf seinen Körper,

dachte aber gar nicht nach über seine geistige Natur, er lebte bloß in seinem materiellen Princip. Von dieser Seite zeigte sich uns die große Menge der wilden Völker, und jedes rohe Volk, das noch gar keine Kultur hat, und eben daher sagt uns die Geschichte: daß kein einziges rohes ungebildetes Volk nur eine einzige Gottheit habe, oder Monotheisten gewesen. Die zweite Periode setze ich in den Zeitraum, als der Mensch bemerkte, daß er eine Seele habe, oder die psychologische Erfindung, er nimmt noch eine zweite Natur in sich wahr. Diese Erfindung drückt der zweiten Periode den Charakter auf, er kann sich die Seele vom Körper getrennt denken. Es ist die Periode der Spaltung, der Trennung. Der Mensch istein Doppelwesen, halb Körper halb Geist, oder Materie und Intelligenz. Die dritte Periode. Er beobachtet, daß beide von einander verschieden sind, aber diese beiden können auf einander wirken, und stehen unter einander in einer gewissen Gemeinschaft, und der Mensch wünscht beide Naturen mit einander zu vereinigen. Die vierte Periode. Die Seele kann allein wirken ohne Körper. Dies war der Grad der höchsten Vollkommenheit. Hier konnte er erst einsehen, daß es eine Gottheit ohne Körper geben könne.

Sehr schwer ward es dem Menschen, sich zu dem Begriffe eines höchsten Wesens zu erheben. Um dazu zu gelangen, wurden erst viele Erfahrun-

gen, tiefes Nachdenken, große Kultur und mehrere Jahrhunderte erfordert. Daher kam die Gottheit selbst dem einen Volke, nämlich den Israeliten, zu Hülfe. Es läßt sich nicht erwarten, daß der rohe Mensch zuerst nur an eine Gottheit sollte gedacht haben, denn wie hätte sein Verstand sich wol so weit erheben können, sich ein Wesen zu denken, das für alle Dinge sorgte und alles beherrschte. Auch die Erde so weit wie er sie kannte, war schon zu groß, als daß sie nicht der Gegenstand der Fürsorge mehrerer mächtiger Wesen hätte werden sollen, und wie konnte der Mensch sich ein Wesen denken, das fähig genug gewesen wäre, auf alle Dinge zu achten. — Außerdem gab es auch noch außer der Erde, die der Mensch bewohnte, Körper, die seine ganze Aufmerksamkeit an sich zogen. Er erblickte, wenn er des Morgens seine Heerde auf das Feld trieb, oder den wilden Thieren als Jäger nachstellte, die Sonne am Himmel, die für ihn so wohlthätig war, die dann, wenn er Früchte gebauet hatte, der Erde Wärme ertheilte, und dadurch den Wachsthum seiner Früchte und Pflanzen beförderte, und nun auf solche Weise seiner Heerde auch Futter verschaffte. Er sah des Abends noch ein anderes Licht am Himmel, den Mond, der ihm dann Licht ertheilte, wenn er sich auf seiner Jagd verirrt, oder verspätet hatte. — Er sah viele tausend Sterne am Himmel glänzen. Wer sollte nun diese Sonne

Mond und Sterne regieren? wer für ihren Auf- und Untergang sorgen? Das konnte doch wol unmöglich der Gott thun, der die Aufsicht über die Erde hatte, denn diesen beschäftigte die Regierung der Erde schon hinreichend, und machte ihm Mühe genug. Er mußte daher auf neue Götter sinnen, die er für diese Himmelskörper bestimmte, und deren Regierung er ihnen überließ. Auch selbst die Erde war zu groß, der Mensch lernte immer mehrere Gegenden kennen, die Anzahl der Menschen nahm immer mehr zu, und es entstanden immer mehrere Götter, weil die Anzahl so weniger Götter zur Regierung so vieler Geschöpfe nicht hinreichend war. Die ganze Welt schien zu dem Begriff von mehreren Göttern hinzuführen. Die Mannichfaltigkeit in ihren Wirkungen, die verschiedenen Aeußerungen ihrer Kräfte, die Abwechselungen in ihren Schönheiten, sollten diese nicht leicht auf mehrere Mächte schließen lassen, die dies alles hervorgebracht? Gehören nicht schon viele Einsichten und tiefe Kenntnisse in der Natur dazu, um einzusehen, daß sowol die belebte als leblose Schöpfung, die so große Verschiedenheit in ihrer Gestalt und Bildung äußert, nur einen Schöpfer zum Werkmeister gehabt, und es also nicht mnhrere weltschaffende Gottheiten gebe? Nur ein Wesen als Weltschöpfer anzunehmen, schien dem Menschen ohne Philosophie und Offenbarung ein Widerspruch zu sein. Jede Begebenheit, die

die gewöhnlichen Kräfte der Menschen übersteigt, schreibt er einem höhern Wesen zu; und so entsteht bei ihm der Begriff, nicht von einer Gottheit, sondern von mehrern Göttern. Er schließt von seiner Schwäche auf die Schäche der Gottheit; er glaubt, es sei nicht möglich, daß die Gottheit, welche den Himmel regiert, auch den Flüssen ihren Lauf bestimmen könne. Daher schreibt er dem einen Gott die Regierung des Himmels, dem andern die Leitung des Wassers, noch einem andern die Regierung der Menschen zu; und so verbindet er mit jeder besondern Wirkung den Gedanken an einen besondern einzelnen Gott.

Jener Begriff, es ist nur Ein Gott, der Allvater, der Schöpfer Himmels und der Erde, war dem Menschen viel zu groß, dazu bedurfte es entweder einer besondern Offenbarung, oder eines tiefen Nachdenkens; einer großen Aufklärung des Verstandes. Menschen also ohne höhere Offenbarung geleitet, mußten natürlich an mehrere Götter glauben, und das lehrt auch die Geschichte. Monotheismus ist ein für den menschlichen Geist, der noch nicht zu tiefem Nachdenken gewohnt ist, ein zu schwerer Gedanke. Daher es auch kam, daß bald nach den Patriarchen, der Glaube an Monotheismus ausartete, und in Polytheismus verfiel. Polytheismus ist eine bloße Coordination gleichwirkender Ursachen. Mehrere Länder und Provinzen mußten regiert wer-

deu, es mußte daher auch mehrere Götter geben, die dieses Geschäft übernahmen, und so beförderten gleiche Ursachen auch gleiche Wirkungen. Der gesammte Zustand der damaligen Erkenntnisse machte daher auch Polytheismus nothwendig, und erst eine höhere gebildete Vernunft konnte eine allgemeine Subordination einführen, und diese ist doch nothwendig, wenn man sich Monotheismus denken soll. So konnte also das allmählige Fortschreiten des menschlichen Geistes in Erkenntniß den Monotheismus hervorbringen, indem es Gesetz und Ziel der höhern Vernunft ist, nach Einheit zu streben. Woher käme es sonsten, daß die Philosophen unter den Völkern sich zu dem Begriffe eines höhern Wesens erhoben, wovon ich nur als Beweise den Plato und Sokrates anführen will, indem ihre Zeitgenossen, folglich der größte Theil der damaligen Erdbewohner an Polytheismus glaubte? was wollten Eleusinische Geheimnisse anders lehren als Einheit Gottes? und für wen waren sie bestimmt? Nicht für den großen Haufen, denn der konnte sie nicht fassen, sondern nur für wenige aufgeklärte Männer. —

Man glaube doch nicht, daß die Völker vom Monotheismus ausgegangen, und so allmählig nun bis zum Polytheismus fortgeschritten sind. Es wird schon ein gewisser Grad von Bildung erfordert, um sich überhaupt nur zu dem Begriff höherer Wesen zu erheben. Der ganz rohe Mensch ist zu gar kei-

nem Nachdenken gestimmt, und bekümmert sich nicht darum, ob es außer ihm noch ein höheres Wesen gibt; ihm ist es genug, seine Bedürfnisse befriedigen zu können, an den Unterschied zwischen Ursache und Wirkung denkt er gar nicht. Sehr leicht fällt er auf mehrere Götter, die er bei größern Fortschritten der Kultur noch immer vervielfältiget. Die ersten Römer gingen bei der Gründung ihres Staats gewiß nicht von der Verehrung Eines Gottes aus, und doch vermehrte sich, wie bekannt genug ist, die Zahl ihrer Götter immer mehr und mehr, sie erhielten unter dem Numa weit mehrere, als sie unter dem Romulus hatten, und unter dem August wieder mehrere als sie je vorhin besessen hatten. Die alten Pelasger hatten bei weiten keine so ausgebildete Theologie und ein so zahlreiches Heer von Göttern nicht, als die Griechen zu Homers Zeiten, und doch waren die Pelasger so wenig reine und wahre Christen, als es die heutigen Nordamerikaner sind.

Wie sollte der Mensch wol sogleich auf den Begriff Eines Gottes kommen? Betrachtet er den gestirnten Himmel bei einer sternreichen Nacht, welche doch gewiß der prächtigste Schauplatz in der Natur ist, wie kann er bei seiner wenigen Kenntniß des Himmels wol glauben, daß dieses ein zusammengesetztes Ganze ist. Jahrtausende wurden erfordert, ehe der menschliche Scharfsinn und Beob-

achtungsgeist das Sternenheer in ein solches System gebracht hat, welches nachher der tiefdenkende Verstand des Menschen ersonnen hat. Er bemerkt daher in jedem Sterne ein Individuum, das von einem besondern Gott regiert wird. Bei unsrer jetzigen Aufklärung sehen wir freilich ein, daß nur Ein Wesen nöthig sei, das den Lauf des ganzen gestirnten Himmels lenke, und daß mehrere Regenten dem regelmäßigen Laufe würden hinderlich sein. — Dies könnte aber unmöglich der Fall bei dem Menschen ohne Kultur sein. Trifft man bei ihm dergleichen Begriffe an, so muß er sie entweder dem Unterrichte oder der Tradition verdanken. Einheit im Weltall zu entdecken, ist offenbar ein ausschließendes Geschäft der Vernunft, die sinnlichen Eindrücke, die aus den so verschiedenen Gegenständen der Natur entstehen, müssen dieser Vorstellung von Harmonie hinderlich sein, daher beschäftigt sich der menschliche Geist weit lieber mit mehreren Göttern als mit Einem einzigen höchsten Wesen. Nimmt man also die Israeliten aus, so glaubte die Menschheit in mehrern Jahrhunderten an viele Götter, das zeigt uns die Geschichte der ältesten Völker, der Aegyptier, Chinesen, Indier und andrer Völker.

Schwer war es überhaupt dem Menschen, wenn nicht schon hohe Erkenntniß bei ihm herrschte, nur an Einen Gott zu glauben, das zeigt die Geschichte des Israelitischen Volks, welchem Gott sich

näher offenbart hatte, und das immerhin doch so geneigt war, mehrere Götter anzubeten, weil theils sein Verstand für den Monotheismus noch nicht reif war, theils es unter den Aegyptiern lebte. Daher es denn auch nöthig war, daß die Gottheit sich ihnen von Zeit zu Zeit offenbarte, damit nur dieser Begriff von einer Gottheit erhalten wurde, und deswegen mußte die Gottheit selbst die nachdrücklichsten Strafen darauf setzen, wenn es diesem Volke einfiel, sich zu fremden Göttern zu halten. So machte denn nun die ganze Einrichtung der Welt, und der Gang des menschlichen Verstandes Polytheismus auf Erden nothwendig, und es würde thöricht sein zu glauben, daß Polytheismus aus einem Mangel an Offenbarung entstanden wäre.

Nur das einzige Israelitische Volk wurde von Gott einer nähern Offenbarung gewürdiget, weil der Verstand des Menschengeschlechts zu schwach war, um sich zu dem Begriffe eines einzigen höchsten Wesens zu erheben. Die Gottheit ließ sich deswegen zu verschiedenen Zeiten zu den Israeliten herab, besonders alsdann, wenn dieses Volk geneigt war in Polytheismus zu verfallen, und die Idee des einzigen höchsten Wesens von der Erde verschwinden wollte, dann mußten auf höhere Veranlassung Männer auftreten, die dem Volke sagten: Jehovah allein ist der einzige wahre Gott. Und selbst der Begriff von einer Gottheit, den das erste

Menschenpaar und ihre Nachkommen, auch noch spätere Israeliten hatten, war so ganz dem Kindesalter der Menschheit angemessen. Man dachte sich ihn als einen Lokal- und National-Gott, der bloß für die einzige Nation für die Israeliten sorgte, man schrieb ihm Rache gegen alle zu, die seine Befehle übertraten. Man glaubte, es könne ihn etwas gereuen, er könne seine Gesinnung ändern, kurz manche menschliche Empfindungen und Leidenschaften wurden auf die Gottheit übergetragen. Es war also lange nicht der reine erhabne Begriff, den wir von der Gottheit haben, aber doch noch immer hatte er einen großen Vorrang vor den Begriffen, den sich andre Völker von der Gottheit machten.

## Zweites Kapitel.

### Ueber die verschiedenen Vorstellungen von der Gottheit.

Die ganze Menschheit sehnt sich nach einem höheren Wesen, und sucht den Begriff davon so gut auszubilden, als sie kann. Es ist ein gewisses dunkles Gefühl von einem höheren Wesen über uns, von dem wir durchaus abhängen, tief in unserm Innern vorhanden. Allenthalben im rohen wie im gebildeten Menschen findet es sich, und selbst die Lehrer jener Unglücklichen, denen Gehör und Sprache mangelt, finden bei diesen eine große Geneigtheit zu dem daraus hervorgehenden Glauben, der sich regt, sobald man auch nur entfernt darauf hindeutet. Nicht das Aeußere kann diese Menschen dahin leiten, denn Gott ist ja nicht ein sichtbares Wesen, zu ihm reicht also kein äußerer, nur das Körperliche auffassender Sinn: es müssen also gewisse Andeutungen eines Wesens sein, die dunkel auf uns wirken. Der Blinde, der also keinen kosmologischen Beweis für das Dasein Gottes hat, fühlt einen Sinn in sich, der ihn zur Gottheit führt.

Die erste Vorstellung von der Gottheit war, daß man sich ihn als Schöpfer dachte, durch den, uns aus dem Alles zuerst hervorging, der aber jetzt selber nicht mehr wirkte, sondern in stiller Ruhe gleich jenen epikuräischen Göttern, nur sein Leben hinbrachte. Man dachte sich ihn nicht als den lebendigen, alles beseelenden, alles erhaltenden Geist. — Die Gottheit soll jetzt auf die Welt keinen Einfluß mehr haben. Nach den ältesten Büchern der Bibel wirkte die Gottheit unmittelbar, sie unterhielt sich mit den Menschen in Gesprächen. Regen, Sonnenschein, Gewitter kommen von ihr. Entstehen in der Seele des Menschen gewisse Gedanken, gewisse Gefühle, so kommen diese alle von der Gottheit, sie sind sein Werk, allenthalben sieht und hört man ihn. Man beobachtete die Natur sehr genau, und der Anatom vergaß über die Betrachtung der Muskeln und Nerven im menschlichen Körper, so wie der Physiologe bei Bemerkungen über den Kreislauf des Blutes, und der übrigen physischen Funktionen den lebendigen freien vernünftigen Geist. Man sah die Gottheit bloß als Urheber des Uhrwerks an, und vergaß das noch jetzt unmittelbar erfolgende Einwirken der Gottheit. Aber ist die Natur, die uns umgibt lebendig, hat sie Bewußtsein? Die Erde, die ich mit Füßen trete, die Luft, die ich einathme, sind Theile derselben. Traue ich meinen Sinnen, so sind sie todte Massen, wenigstens ohne

Bewußtsein und Freiheit. Aber die Gottheit wirkt darauf, so wie die Seele auf meinen Körper. Die ersten kultivirten Menschen glaubten daher sehr früh an einen lebendigen, heiligen, weisen, alles lenkenden Gott in der Natur. Uebersinnliche Kräfte lenken alles das, was nicht von Menschen abhing, dies dachte schon der Wilde, und daher leitete er den Regen und Sonnenschein, Sturm und Stille, das Wachsen der Früchte und die Zerstörung mancher Dinge in der Welt von der Gottheit ab. Gerne führt er diese nun auf ein ihnen ähnliches Wesen zurück, und daher die menschenähnliche Vorstellung von der Gottheit.

Da die äußeren Veranlassungen so sehr verschieden sind, so kann es nicht fehlen, daß auch die Begriffe, welche die Völker von der Gottheit sich machen, auch sehr verschieden sein müssen. Das Klima und die Regierungsform, worunter ein Volk lebte, entschieden hier wol sehr viel. Ein Volk, das unter einem glücklichen Himmelsstriche lebte, da allgemeine Fruchtbarkeit herrschte, das keine Orkane empfand, dessen Felder von rieselnden Bächen benetzt wurden, das die Verwüstungen des Krieges nicht kannte, das hatte auch gütige und wohlwollende Götter. Diesen Satz bestätigt die Geschichte. Die verschiedene Vorstellungsart erzeugte dann auch verschiedene Götter. Man dachte sich die Gottheit als Geist, als etwas Uebersinnliches, Uebermächtiges,

man fühlte seine Ohnmacht und Abhängigkeit. Man verwechselte den Begriff von Geistern und Göttern, d. h. lebendigen, dem Menschen an Macht überlegenen Wesen.

Die Ueberzeugung von dem Dasein der Götter bei den ungebildeten und wilden Völkern war sehr leicht und einfach. In mehreren Sprachen wird der Ausdruck: Er speist, und er ist auf dieselbe Art bezeichnet, z. B. εστι und ἐσθιει. Es bezeichnet den abstrakten und generellen Begriff des Seins metaphorisch durch Essen. Der rohe Mensch schloß zuerst: die Gottheit ißt, speist Opfer; also ist sie, der Begriff war ganz menschlich, ein Mensch kann ohne Essen nicht dasein *).

Erhob sich der Gedanke nicht weit, so dachte der Mensch sich seine Gottheit als seines Gleichen, sie hatte mit ihm gleiche Begierden, gleiche Bedürfnisse, gleiche Unwissenheit, gleiche Freuden und Leiden, aber dessenungeachtet fand bei ihm noch keine Menschenvergötterung statt. Leicht konnte er freilich auf den Gedanken kommen, die Gottheit sich unter einer Menschengestalt zu denken, denn er wollte ihr doch wol gerne eine schöne Gestalt geben, und es ist eine natürliche Neigung jedes Geschöpfs die Form seiner Gattung für die schönste zu halten. Cicero

*) Könnte man nicht auf solche Weise wol sich am leichtesten den Ursprung der Opfer denken?

aber bezweifelt den Grund, daß die menschliche Gestalt die schönste sei — deswegen, weil die Menschen selbst sehr verschieden über menschliche Schönheit urtheilen. Daß man sich überhaupt Götter unter einer andern als menschlichen Gestalt denken könne, zeigt er mit dem Beispiele der Aegyptier, unter denen es besonders mehrere Thiergottheiten gab. Dachte man sich die Gottheit menschlich, so entlehnte man sich den Begriff dazu von seinen Königen, und nun bedurfte sie Bediente, Geschenke; man erbaute ihr Häuser, worin sie wohnen sollte, und hielt diese Häuser besonders für heilig. Hier ist die Quelle, warum man in den alten Religionen so viele Gottheiten in Menschengestalt findet.

Unter allen Völkern aber gab es wol keins, das niedrigere Begriffe von seinen Göttern hatte, und größere Schandthaten davon erzählte, als die Kamtschadalen und Neger. Die Kamtschadalen wissen nicht einmal, ob ihr Kutka der Schöpfer von Kamtschatka ursprünglich ein Gott oder Mensch gewesen ist, aber das wissen sie, daß er vormals als einer ihrer Vorfahren gelebt, sich genährt, gekleidet und beschäftigt habe: daß er von seinem Weibe, seinen Kindern und Verwandten oft gemißhandelt, und sogar von den verächtlichsten Thieren als ein Blödsinniger oder Verrückter verspottet und hintergangen worden. Fast eben so wunderlich ist die Erzählung der Neger von ihrem Gott Nanni,

der von einer großen schwarzen Spinne hervorgebracht wurde. Seine Mutter gab ihm Unterricht, wie er ohne Arbeit in der Welt leben könne, wenn er Menschen und Götter auf eine geschickte Art betröge. Sie lehrte ihn, wie er Hühner verzehren und Eier aussaufen, und doch beide so dem Schein nach ergänzen könnte, daß der Fetis sich damit befriedigte. Nanni verlor bei Gelegenheit eines seiner Diebesstreiche beide Arme, allein dies hinderte ihn nicht, daß er nicht Holz gehauen und andre Geschäfte verrichtet hätte, zu welchen nothwendig Hände und Arme erfordert werden. (Stellers Beschreibung von Kamtschatka, S. 253. Römers Nachrichten von Guinea, S. 43.)

Ein Jeder bildet sich seinen Gott verschieden, und dies beruht besonders auf dem Grade von Kultur, worauf der Mensch selbst steht, und wie er sich gebildet hat. Man kann von einem Kinde noch nicht die Begriffe eines Mannes erwarten. Der Mensch kann auch die Majestät der Gottheit im Blitz und Donnerwetter bewundern, Landplagen als eine Strafe der Gottheit ansehn, Dankbarkeit gegen dieses Wesen äußern, aber bei diesen Begriffen ist immerhin noch Schwäche und Unvollkommenheit, es ist bei dem Lichte noch Schatten — bei seiner Vorstellung von Gott müssen also noch immer einige falsche Begriffe einschleichen, die sich

aber allmählig verlieren, je eine höhere Stufe der Kultur er besteiget.

Eben so bestimmt auch das Klima und die Lebensart die Idee von der Gottheit und ihren Eigenschaften. Der Mensch denkt sich die Gottheit nach seinen verschiedenen Begriffen von Glückseligkeit. Ganz anders waren die Vorstellungen der celtischen Völker, als der asiatischen. Der Asiat, der seine größte Glückseligkeit in Ruhe setzt, und von dem es eintrifft, was die Italiener sagen: das köstliche Nichtsthun ist die erste Glückseligkeit in einem heißen Lande, legt auch gleiche Eigenschaften seinen Göttern bei, und spricht daher von ruhenden Göttern. In Indien setzt man die Vollkommenheit des höchsten Wesens in Unthätigkeit, denn die Bewohner dieses Landes halten diese für das höchste Gut. Unthätigkeit ist bei ihnen der vollkommenste Zustand und der vornehmste Gegenstand aller ihrer Wünsche. Das höchste Wesen wird von ihnen unter dem Namen des Unbeweglichen (Panamanack) verehrt. — Völker, die die Ruhe liebten, glaubten, die Gottheit bekümmere sich gar nicht um die Angelegenheiten der Menschen, oder sie theile auch nach Willkühr, und oft ohne Verdienst, Glück und Unglück aus, mißgönne dem Menschen seine Wohlthaten, habe Blitze in Bereitschaft gegen die, welche sich des Genusses derselben in ungestörter Sicherheit freuten, sei leicht zu beleidigen, und müsse mit dem,

was dem Menschen das Kostbarste sei, ausgesöhnt werden. Kurz sie verbanden hiemit die Begriffe eines Despoten, ihr Gottesdienst gründete sich also mehr auf Furcht, als auf Liebe.

Ein Volk, das unter einem milden Himmelsstriche lebt, und hinreichenden Unterhalt findet, denkt sich seine Götter als wohlthätige Wesen. Ist der Mensch in Gefahr, seine Gesundheit, seine Freiheit, sein Leben zu verlieren; mißrathen seine Felder, treten die Flüsse aus ihren Ufern, so nennt er seine Gottheit ein zorniges, feindseliges böses Wesen. Im kalten Norden, da man Bewegung und Krieg liebt, singen die Dichter von Göttern, die Krieg geführt haben, und Helden gewesen sind; daher findet man in ihren Religionsgeschichten Kämpfe der Helden mit den Göttern, Erzählungen von dem Beistande, welchen die Götter den Helden im Kriege leisteten; man erwarb sich die Gunst der Götter durch löbliche Thaten und kriegerische Unternehmungen. Man schrieb den Göttern eine immerdauernde Wirksamkeit geistiger und körperlicher Kräfte bei. Die Scythen verehrten Götter, die fast ganz mit dem Herkules, Mars und Apollo der Griechen übereinkamen *). Die alten Deutschen rechneten Tapferkeit und Stärke vorzüglich unter

*) Herodotus, lib. IV.

die Vollkommenheiten der Götter. Der Bewohner des kalten Nordens muß sich seine Gottheit anders denken als der warme Südländer, bei ihm findet sich größerer Hang zu sinnlichen Vergnügungen, und seine Gottheit hat daher eben so wie er, besonderes Wohlgefallen an der Geschlechtslust. Daher entstanden alle die Fabeln, welche man auf der Insel Cypern von dem Liebesgotte und der Venus, in Syrien vom Adonis, und an vielen andern Orten von Liebesgeschichten der heidnischen Götter erdachte.

Lebte ein Volk unter Despotismus, wie vorzüglich im Orient; so wird Macht, sowie sie die erste Eigenschaft eines Despoten ist, auch die erste in der Gottheit sein, es denkt sich seinen Gott als König, der einen großen Hofstaat und viele Bediente nöthig hat, und die Gebräuche sind mit Pracht verbunden. In diesem Falle war du Val vor seiner Aufklärung, er dachte sich Gott als einen französischen König, der eben so viel Hofstaat hatte, als der König von Frankreich, und daher war es ihm äußerst unerwartet, als er hörte, daß Gott nicht fehlen könnte. Will man Belege aus der Geschichte haben, daß Völker sich ihre Götter als Könige, Fürsten oder Helden gedacht haben, so erinnere man sich an den Osiris in Aegypten, den Jupiter der Griechen und Römer, den Odin der alten Deutschen, und den Dalailama in Tibet. Die Götter dieser Völker sind eben solche Despo-

ten, als die es waren, die auf irrdischen Thronen saßen.

Der republikanische Unterthan hingegen stellt sich Gott weniger furchtbar, aber weit wohlthätiger vor. Man hat schon lange die Bemerkung gemacht, daß die Regierungsform allerdings einen wichtigen Einfluß auf Gottesverehrung hat. In einem streng monarchischen Staate herrscht Gott auch unbedingt, da gibt es keine Untergottheiten, er gibt Gesetze und Befehle, ohne daß man ihren Nutzen und ihre Wohlthätigkeit einsehen kann, strenge sind seine Befehle, und Rache und Strafe verhängt er sogleich über Den, der sie übertritt. — Da gibt es keine Theilnehmer an seiner Regierung, er herrschet ganz allein. Im Orient sind die Götter uneingeschränkte furchtbare Monarchen, auch in Aegypten führten die Priester eine monarchische Göttermacht ein, hingegen in Griechenland lag in dem Namen βασιλευς nicht der Begriff eines despotisch regierenden, sondern nur der eines Göttlichen.

Betrachtete man die Götter als Könige, so waren auch Priester nöthig, die man als Bediente der Götter, zu ihrem Hofstaat gehörig, und als ihre Vertraute ansah, wodurch die Menschen einen Zugang zu ihnen erhielten. Diese Idee wird unten weiter ausgeführet werden.

Selbst das Temperament war nicht ohne allen Einfluß. Der Mann von sanftem Charakter

verehrt seinen Gott als wohlthätiges Wesen, das durch Sanftmuth und gelinde Mittel seine Geschöpfe regiert, er hat selbst kindliches Zutrauen zu ihm, und betrachtet ihn als den Vergelter einer jeden guten That. Der Mann hingegen vom cholerischen Temperament, der Nachgeben und Güte für Schwäche hält, und in Stärke und Macht Größe setzt, denkt sich seinen Gott als einen Rächer und Donnerer mit Zittern, sein Gott ist eben so aufgebracht über eine jede Beleidigung, als er selbst, oder sein rachsüchtiger Regent; und muß also auf Aussöhnung durch blutige Opfer denken. Die Loanger stellen sich ihren Gott als ein fürchterliches Wesen, als den Donnerer, als ein verzehrendes Feuer vor. So modificirten sich die Begriffe der Völker von der Gottheit nach ihrer Lebensart, Temperament und Regierungsform. Wer will aber die Anzahl der Götter bei den so verschiedenen Völkern des Erdbodens bestimmen? Es ließe sich ein eigenes Wörterbuch über die so verschiedenartigen Götter in den Zonen der Erde schreiben, worin man die Namen derselben erklären, und ihre Thaten erzählen könnte, und dies würde allerdings ein Beitrag zu der Schwäche des menschlichen Verstandes sein. Die Anzahl der Götter aber wird sehr vermindert werden, wenn man allegorische Götter annimmt, und auf diese Art viele Namen als Allegorien erklärt, oder wenn man, wie Diogenes

Laertius, behauptet, daß nicht alle Namen, die uns von den Göttern bekannt sind, wirkliche Benennungen einzelner Götter sind, sondern nur gewisse Prädikate oder Benennungen, die man einer und derselben Gottheit beilegte; oder auch Benennungen verschiedener Eigenschaften des einzigen höchsten Gottes. „Das Wesen, welches alles durchdringt, sagt er, wird auf verschiedene Weise benannt, nach seinen Eigenschaften,“ er führt hierauf die Namen Dios, Zeus, Athene, Herá, Hephaistos, Poseidon und Demeter als solche Benennungen an, und erklärt sie nach der Etymologie der griechischen Sprache. Betrachtet man aber die Erklärungen genauer, so findet man, daß sie weit hergeholt sind, und zum Theil gewiß müssen verworfen werden. Ausgemacht ist es wol, daß eben dieselben Götter, verschiedene Benennungen bei verschiedenen Völkern hatten, und daß daher die Anzahl der Götter nicht so groß ist, als man auf dem ersten Anblick glauben sollte.

Woher entstand aber die so große Anzahl von Göttern? möchte man fragen. Gewiß daher, weil der Mensch im Stande der Rohheit, (und welches Volk der Erde befand sich nicht zuerst darin) alles zu Göttern machte, weil sein Begriff von der Gottheit nicht richtig war. Daher ist es bekannt, daß die Wilden täglich die Anzahl der Fetischen vermehren, je nachdem ihnen ein Gegenstand vorkömmt, der

ihnen wohlthätig zu sein scheint. Ferner daher, weil die Anzahl der Völker auf Erden so groß ist, und bei verschiedenen Völkern auch verschiedene Götter angetroffen werden, indem die Entstehung der Götter durch so sehr verschiedene äußere Veranlassung bestimmt wird.

Wenn der Mensch nach dem verschiedenen Grade seiner Aufklärung, oder ganze Völker nach den verschiedenen Epochen der Kultur, worauf sie standen, sich auch verschiedene Begriffe von ihren Göttern machten, so folgt nothwendig hieraus, daß auch die Verehrung derselben muß verschieden gewesen sein, oder daß die Religion sich verschieden modificiren muß; denn der Mensch beruhigt sich nicht bloß bei der Vorstellung oder dem Begriff von einer Gottheit, sondern er will ihr auch seine Ehrfurcht äußerlich bezeigen.

Weil aber doch die Gottheit nicht sichtbar war, und der Mensch sie doch so gerne sehen wollte, so fiel man darauf, sich etwas Sichtbares zu wählen, oder die Natur zu vergöttern. Das Kind hat gerne Anschaunug, und der sinnliche Mensch hat gerne Bilder von seiner Gottheit. Es wird ihm zu schwer, sie sich bloß als Geist zu denken, er will etwas haben, woran er sich halten kann, und deswegen macht er sich Bilder.

Zuerst also suchte seine Seele in dem Gebiete der Natur umher, ob nicht etwas Sinnliches da

sei, woran sein Gedanke sich gleichsam fest hängen, und etwas dabei verweilen könnte. Wenn der sinnliche Mensch aber in der Folge sich zu oft mit diesem körperlichen Gegenstande beschäftigte, und die erste Veranlassung vergaß, warum man bei diesem sinnlichen Gegenstande sich die Gottheit dachte, so geschah es in der Folge, daß dieser Gegenstand zur Gottheit selbst erhoben wurde. Es verrieth dieses freilich Geistesschwäche; aber finden wir diese nicht in Hinsicht der Religion bei allen Völkern des Alterthums? Man wünscht die Gottheit in der Nähe zu haben, der sinnliche Trieb fordert überall Annäherung zum Gegenstand; ja man wünscht die Götter wol in seinem Hause zu haben, man vergißt es gar leicht, daß die höchste Gottheit nicht in Raum und Zeit kann eingeschlossen werden, und der sinnliche Mensch kann doch der Anschauung nicht entbehren, er muß also auf Abbildungen fallen. Wie vielfach sind nun diese? das lehrt uns die Geschichte der Religionen. Immer möchte man sagen, es sei sehr abgeschmackt, aber besonders dann, wenn ein solches Bild aus mehrern Figuren zusammengesetzt ist. Wie leicht wird es dann, die Abbildung oder das Symbol mit der Gottheit selbst zu verwechseln, das Symbol oder die Gottheit selbst werden Eins. Bei einem rohen Volke wird denn die abgebildete Gottheit zurückgestellt, und das Symbol bleibt unmittelbarer letzter Ge-

genstand der Verehrung. Und welchen Spielraum gewinnt nun die Phantasie? — Das Gebiet der ganzen Natur steht nun offen, daher kömmt es denn auch, daß es fast kein Geschöpf in der Natur gibt, das nicht bald dieses bald jenes Volk zum Gegenstand des Symbols, oder vielmehr der Gottheit selbst machte, daher der allgemeine Fetischdienst fast über den ganzen Erdboden.

---

## Drittes Kapitel.

### Allgemeiner Fetischismus *).

#### Erster Abschnitt.

Verehrung des Feuers, der Sonne, des Mondes und der Gestirne Astrolatrie. Sabäismus.

Man kann im gewissen Sinne annehmen, daß der Fetischismus fast allgemein bei allen unkultivirten Völkern geherrscht hat. Er bestand darin, daß man gewissen Dingen einen in ihnen wohnen=

*) Fetisso, ein portugisisches Wort, zeigt eine jede bezauberte göttliche Sache an, oder ein Ding, das von der Gottheit bewohnt wird, sei es nun ein Baum, ein Berg, das Meer, ein Stück Holz, ein Kieselstein, eine Muschel, ein Fisch, eine Blume, oder ein Thier. Was einem Götzen geweihet oder geheiliget. Der Rektor Vogel in Nürnberg nimmt an, daß die Religion von Fetischen ausgegangen sei, von da geht er zum Manitu=Dienst über, und endlich habe sich der Deismus entwickelt. Kant nennt Fetischismus alle Gottesverehrung, die nicht aus rein moralischen Zwecken entsteht.

den Geist zuschrieb. Vorzüglich aber findet man ihn in Afrika, in Nigritien und, im gröbesten Sinne, bei den Negern auf der Goldküste.

Der erste und älteste Fetisch des rohen und ungebildeten Menschen, war das Feuer.

Feuer war das reinste Wesen in der Natur, es verbreitet um sich Licht, und Licht ist der Zustand der Glückseligkeit, Licht eröffnet den Spielraum unsrer Thätigkeit, den Finsterniß verschlossen hatte *). Völker im Stande der Rohheit legen dem Feuer Leben und Empfindung bei, weil sie überhaupt die Natur des Feuers nicht kennen, sie suchen darin einen Geist, (daher werden auch die Vulkane bei mehrern rohen Völkern als Wohnsitze großer furchtbarer Gottheiten angesehn) wo nun viel Feuer brannte, vielleicht beständig brannte, da war auch eine Gottheit. Es schien den alten Völkern ein Ausfluß der Sonne zu sein, und wir treffen die Feuertempel fast in der ganzen alten Welt an. Veranlassung also zur Verehrung des Feuers konnten in Persien die Feuerquellen werden, vorzüglich die Naphtaquellen am Kaspischen Meere. Daher finden wir diese Verehrung nicht bloß bei

---

*) Wenn in den Zendbüchern und in den Psalmen göttliche Eigenschaften sollen versinnlichet werden, so weiß man aus der ganzen Natur der Körperwelt keine treffendere Ausdrücke herzunehmen, als die Ausdrücke vom Licht.

den ältern Persern, sondern auch noch jetzt bei den Nachkommen der alten Guebern. Noch jetzt wallfahrten zu diesem heiligen Feuer, das wahrscheinlich aus Naphta entsteht, auf der Insel Ocesra bei Baku am Kaspischen Meer *); die Parsen aus Indien, oder die sich in Hindostan niedergelassen haben. Hier sitzen sie in stiller anbetender Verehrung, ihre Augen auf das reine physische Feuer gerichtet. Kleine steinerne Hütten sind an solchen Stellen erbauet, wo die schönste und größte Flamme aus der Erde hervorbricht, hier findet man oft zahlreiche Gesellschaften von solchen Anbetern des Feuers, die allein von vegetabilischen Speisen leben. Die Perser hielten es für Thorheit, die Götter in Statuen abzubilden, und in Tempeln zu verschließen. (He-

---

*) Es ist dies eine sonderbare Erscheinung. Der Durchschnitt dieses Feuerorts beträgt etwas mehr als eine russische Werste, oder 560 französische Toisen. In dessen Mitte sieht man bei trockener Witterung eine starke gelbblaue Feuerflamme, welche des Nachts in vermehrter Größe ausbricht. Die Gueber oder Feueranbeter haben da kleine steinerne Häuser an ihren Wohnungen errichtet. Ein Theil des leeren Bodenraums in selbigen ist ein Schuh dick mit fetter Lehmerde beschlagen, damit die Flamme in diesem Raum nicht durchbreche. Diese Derwische müssen dem Fürsten von Baku für die Freiheit ihres Aufenthalts jährlich funfzig Dukaten bezahlen.

rodot. l. 1. c. 131. ἀμαλγαματα μεν και νηȣς βιωμȣςτε ὄυκ εὐ νομω ποιευμενȣς ἱδρύεσθαι ἄλλα και τοισι ποιευσι μυριαν ἐπιφερουσι cf. Cicer. de leg. lib. II.) .In stiller Andacht versammelten sich die alten Perser auf freiem Felde, meistens auf erhabenen Hügeln um ihren heiligen Heerd, und verrichteten ihre Gebete und Opfer. In einer Art von offnen Tempeln brannte ein immerwährendes Feuer. (ἀσβεστον πυρ) dessen Unterhaltung den Magiern übertragen war. Die Verehrung des Feuers ist sehr alt, dies zeigt selbst der alte morgenländische Name אור (Ur) an *), und verbreitete sich sehr weit nach Scythien, Chaldäa, Griechenland und Rom, denn was soll sonst bei den letztern die Heilighaltung des Heerdes, und die Unterhaltung des Vestalischen Feuers anzeigen. Solche Feuerverehrer findet man noch jetzt in Peru, und unter einem amerikanischen Völkerstamme den Natches im südlichen Amerika. Das Feuer schien den Asiaten die Seele der Natur zu sein. Am reinsten war diese Verehrung des Feuers unter der vortrefflichen Regierung des Cambyses, nachher artete sie aber sehr aus,

---

*) Dem Geschichtforscher fällt hier leicht ein: Ur in Chaldäa, Ormuz in Persien (Selden de Diis Syris p. 321. cf addit. Beyer p. 302. Thomas Hyde historia religionis veterum Persarum, eorumque Magorum, 4. Oxon. 1700.)

als auch menschenähnliche Gestalten in Persien eingeführt wurden. Es scheint höchst wahrscheinlich zu sein, daß sie in einem bestimmten Tempel ein ewiges Feuer unterhalten haben. Zuerst wurde dieses Feuer wol auf hohen Bergen unterhalten, weil überhaupt Berge in der ältesten Welt die Sammelplätze waren, wo das Volk zusammen kam, um zu Gott zu beten; allein späterhin errichtete man dem Feuer zu Ehren Tempel, (Pyreen, Pyrätheen, Pyreteia) weil es auf den Bergen sehr leicht konnte ausgelöscht werden. Der Feuerdienst erstreckt sich von Medien bis Cappadocien, und bis an den Indus. Alle Morgen betete man hierin die Gottheit an, bedeckte sein Gesicht, damit nicht etwa der Athem die Heiligkeit verletzte, denn die geringste Entweihung ward mit dem Tode bestraft. Die Orientaler setzten die ersten bekannten Altäre, die diesem Elemente errichtet wurden, auf den Berg von Aderbignan. Der blendende Glanz des Feuers, und seine unbekannte Natur, da es kein Körper ist, konnte den rohen Menschen leicht verführen, es für eine Gottheit zu halten. Die Scythen beteten das Feuer unter dem Namen Tabiti oder Esta an, wovon ἑστια und Vesta entsprungen sind. Der Feuerdienst war bei den Persern, Medern, Aethiopiern, Lybiern, Celten, Slawen, Sarmaten; bei den Griechen in den Prytaneen; bei den Römern in dem Tempel der Vesta, und in der neuen Welt bei den

Mexikanern. In den ältesten Zeiten verehrte man das Feuer nicht an bestimmten Orten und Festen, oder in Tempeln nicht im Namen der ganzen Nation, nicht durch eigne Priester, sondern wo man hin kam, zündete man Feuer an, und betete es an, und gab ihm von allen Speisen und Getränken. Daher hatten die Perser zwar in den ältesten Zeiten keine Tempel, keine Feueraltäre; aber doch schon ein heiliges Feuer. In der Folge der Zeit, als nomadische Völker feste Wohnsitze nahmen, verehrte man das Feuer an gewissen bestimmten Orten. Nun erhielt es seine Tempel, seine Altäre und seine Priester. Man findet Feuertempel in der alten und neuen Welt. In Louisiana haben die Natches einen Tempel, worin immerwährendes Feuer als das reinste Sinnbild der Gottheit lodert. In diesem Tempel werden die Leichname ihrer Fürsten und ihrer Familienoberhäupter aufbewahrt. Unter den Völkern in Amerika, wie z. B. den Peruanern, die sich von dem Jäger- und Fischerstande schon entfernt und feste Wohnungen sich erwählt haben, findet man dergleichen Feuertempel. Bekannt sind die Feuertempel der spätern Perser. Im Jahre 1742—1750 fanden sich nach der Erzählung des Engländers Hanway an dem Feuerorte in der Provinz Schirvan in Persien noch verschiedene von den Feueranbetern in vorigen Zeiten erbauete Tempel, von denen man glaubte, daß sie

dem Feuer geheiliget gewesen. Sie bestanden aus 15 bis 16 Fuß hohen Gewölben, in welchen die Guebern sonst das Feuer angebetet hatten. — Bekannt sind die Prytaneen bei dem Griechen und der Tempel der Vesta bei den Römern.

Späterhin verfiel man darauf, das Feuer in Bildern anzubeten, oder doch vor den Göttern unauslöschliches Feuer zu unterhalten. So war auf dem Brandopfer-Altar der Israeliten ein beständiges Feuer, worüber die Priester die Aufsicht hatten. Pausanias sagt: daß in dem berühmten Prytaneo zu Athen eine Bildsäule des Friedens und der Vesta gewesen. Sobald das Feuer unauslöschlich wurde, das heißt, beständig auf Altären sollte unterhalten werden, so wurden auch Diener desselben oder Priester erfordert. In Louisiana haben die Natches eine beständige Wache in dem Tempel, welche die Aufsicht über die Erhaltung des Feuers hat. Der Gedanke herrschte von alten Zeiten her, daß die Gottheit des Feuers nicht dürfte befleckt werden. Aus dieser Ursache verbrannte man keine Leichen, und daher durften Weiber zu gewissen Zeiten sich dem Feuer gar nicht nähern. Die Priester in Persien beteten es mit verschlossenem Munde an, um es nicht zu entheiligen, und durch ihren Athem zu verunreinigen. Man pflegte es mit trocknen Reisern zu unterhalten. Alle morgenländische Völker glauben, daß jungfräuliche Hände das Feuer

entheiligen, daher gab es in Persien keine Vestalinnen. In Peru und bei den Jerokesen hingegen gab es Jungfrauen oder Priesterinnen des Feuers, die eben so strenge gehalten wurden, als bei den Römern, und eine ewige Jungfrauschaft schwören mußten. Keine Mannsperson durfte sich ihrem Kloster nähern, sogar der König enthielt sich des Besuchs. In diesen Orden wurden keine andere aufgenommen, als die von dem Geschlechte der Sonne abstammten. Dies geschah in ihrem achten Jahre, damit sie noch völlig unschuldig waren. Bei den Mexikanern wurde gleichfalls in Tempeln ewiges Feuer unterhalten. Es wurden Jungfrauen aus allen Ständen darin aufgenommen, die aber nur ein Jahr darin zubrachten. Sie aßen gemeinschaftlich und schliefen in großen Sälen. — Sehr groß war die Hochachtung die man in Rom gegen das heilige Feuer bewies, welches die Vestalinnen unterhielten; man hielt es für so heilig, daß man glaubte, es müsse, wenn es verlösche, nicht anders, als durch den Blitz des Jupiters angezündet werden.

In spätern Zeiten nahm man das Feuer, so wie andre Fetissen, mit in den Krieg. Daher ließen die persischen Könige in ihren Kriegen mit den Griechen auf einem tragbaren Altar Feuer, als ein Symbol der Macht, vor sich hertragen *). Von

*) Curtius beschreibt l. III. 3. den prächtigen Aufzug

den persischen Königen scheinen die römischen Kaiser im zweiten Jahrhundert die Sitte entlehnt, und an ihrem Hofe seit den Zeiten der Antonine eingeführt zu haben. Wenigstens war zu den Zeiten des Commodus es ganz gewöhnlich, daß die Kaiser Feuer als Insignien vor sich hertragen ließen *).

Das Feuer war bei den alten Israeliten Symbol der göttlichen Gegenwart, und Bild der Mittheilung außerordentlicher Geistesgaben. Jehovah selbst erschien im Feuer, so oft er den Israeliten seine Gegenwart anzeigen wollte. So hatte er sich einstens dem Abraham, so dem Moses unter feurigen Blitzen auf Sinai gezeiget, der Berg war mit Feuer und Blitz und Rauch angefüllet, als er einstens die Gesetztafeln erhielt: und sollte nicht durch die Feuersäule, die vor dem israelitischen Heere voranging, die nahe Gegenwart der Gottheit angedeutet werden? So sah man elektrische Funken über

---

des Darii. Ignis, quem ipsi sacrum et aeternum vocabant, argenteis altaribus praeferebatur. Xenophon. Cyrop. l. VIII. Ammianus I. XXIII.

*) Commodus erlaubte, daß seiner Schwester der Lucilla kaiserliche Ehre widerfuhr, nämlich daß Feuer vorangetragen wurde. Herod. l. I. c. 8. Pertinar verbot diese Ehre. ὅτε τὸ πὺρ ἐασας προπομπευσαι, ὅτε το ἀλλο τῶν βασιλικων συμβόλων εις ὕψος ἀρζηναι. Herod. l. 2. c. 3. 8. vom Quartimus Herod. l. VII. 1. und von Gordian c. 6.

den Häuptern der Apostel, als sie zur Feier der Gesetzgebung Mosis in der Halle Salomonis versammelt waren, und nun mit höhern Geistesgaben ausgerüstet wurden, um die allgemeine Weltreligion, nämlich die christliche Religion, allen Völkern der Erde zu verkündigen.

---

## Zweiter Abschnitt.

### Verehrung der Sonne, des Mondes, und der Gestirne Astrolatrie. Sabäismus.

Nicht bloß aber das Feuer auf der Erde zog die ganze Aufmerksamkeit des Menschen auf sich, er beachtete auch noch ein Feuer am Himmel, nämlich die Sonne, die er als das Centralfeuer der ganzen Erde sich dachte. Nicht immer richtet der Mensch sein Auge auf die Erde, nicht immer bleibt er auf der niedrigsten Sprosse der Kultur stehen, gerne richtet er seine Blicke über sich, dazu scheint er von der Gottheit geboren zu sein. — Os homini sublime dedit, coelumque tueri jussit et erectos ad sidera tollere vultus. Seine Wünsche

sollen ihm von oben herab gewährt werden, wenn er sie hier auf Erden nicht erreichen kann. Kein Wunder also, daß dieses glänzende Gestirn am Himmel Eindruck auf ihn macht, und er es als Gottheit verehrt. Solche Gedanken beseelen besonders den Morgenländer. Daher sagt Herder in seinem Geist der ebräischen Poesie: „Alle Kräfte steigen vom Himmel: was unten ist, wird von obenher durch mächtige Bande geleitet. Oben sind die ewigen Sterne: unten ist alles wandelbar.“ —

Der Geist des Menschen bildet sich immer aus, seine Seelenkräfte entwickeln sich, er findet die dringendsten Bedürfnisse weit leichter, wozu ihm sein Fleiß behülflich ist. Er sieht nun mit erweitertem Blick über sich, und was findet er da? Sonne, Mond und Sterne; er sah ihre Bewegung, ihren regelmäßigen Lauf, ihren Glanz — und wie wurde er in Erstaunen gesetzt? Darin müssen Götter sein, dachte er. — Dies war besonders in den Ländern der Fall, wo der Himmel immer heiter ist, wo wenig Nebel entstehn, wo die Sonne immer glänzet, und der Mond ein sanftes Licht mittheilt. Der Mensch auf einer höhern Stufe der Kultur hängt nicht mehr von Dingen ab, die zunächst um ihn sind, nicht mehr von Gegenständen, die er größtentheils, sobald er den Gebrauch seiner Kräfte kennt, in seiner Gewalt hat — es ist etwas Erhabenes, etwas Großes. Noch ist die Gottheit

nur ein Naturwesen, aber sie gehört nicht mehr in das Reich sinnlicher Dinge, denen der Mensch nur mit Verläugnung alles Menschengefühls sich unterwerfen kann. Der Gegenstand ist über ihn erhaben, er besitzt so manches Reizende, Vortreffliche, Regelmäßige, so daß der Mensch darin nothwendig eine Gottheit suchen mußte.

Besonders bemerkbar war dem Menschen das Glänzende dieses Himmelskörpers. Das Glänzende macht überhaupt einen angenehmen Eindruck auf unverdorbene Sinne — es reizt die Aufmerksamkeit — eben daher gefällt es auch den Kindern so gut, und was ist der Naturmensch anders als ein Kind. Mangel des Lichts erregt Furcht, nährt Sorgen und leere Wünsche. Wie wohlthätig sind daher Gestirne, die Licht ertheilen, und den Schritt des Menschen durchs Leben weit sicherer machen. Selbst der Platz, den die Sonne einnimmt, ihre Höhe am Himmel verschafft ihr einen Platz unter den Göttern. Das sittlich Erhabene ist durch seinen Standpunkt unserm Einfluß und unsrer Kraft entzogen, und nach dem ganzen Bau unsers Körpers können wir nicht nach obenhin wirken. Das Auge blickt nach seiner natürlichen Lage nur in die Weite und Tiefe — auf sichtbar erhabne Gegenstände können wir nicht wirken, denn welcher Mächtige der Erde kann wol auf Sonne und Mond wirken, aber der Erdbewohner kann wol von ihnen leiden. Da=

her sind unsre Wünsche immer aufwärts gerichtet. Das Auge des Bittenden senkt sich nie zur Erde — daher versetzten denn auch die Völker ihre Götter, von denen sie so manches Gute erwarteten, in die weiten Räume der Luft und des Himmels, und daher kam es denn, daß man Götter in der Sonne, dem Monde und in den Gestirnen suchte, und daß der Mensch sehr geneigt war, seine Kniee vor der Sonne zu beugen, seine Hände zu ihr aufzuheben, und ihr Küsse zuzuwerfen und auf solche Weise seine Verehrung an den Tag zu legen (Hiob 31, 26 — 28.) Dies thaten nicht allein die Perser, sondern noch jetzt die Malabaren, die Neger und mehrere amerikanische Völker.

Nicht allein aber das Glänzende und Erhabene machte einen starken Eindruck auf die Seele des Menschen, sondern auch besonders die Betrachtung des Wohlthätigen der Sonne. Wie wohlthätig ist das Feuer der Sonne, das nicht, wie das irdische, verzehrt und zerstört, sondern belebt und ernährt. Schon so viele Jahrhunderte hat sie geleuchtet, und leuchtet noch immer fort, ohne sie würde ewige Nacht uns bedecken, sie ist die Urquelle alles Lichts, das sich so wohlthätig andern Körpern mittheilt. Wie wohlthätig ist sie für den Bewohner der Erde, der vom Ackerbau lebt? wie erwärmt sie seine Felder, wenn der Regen sie befeuchtet hat. Wie leicht konnte daher ihr prächtiger Anblick und

ihr wohlthätiger Einfluß den Menschen bewegen, sie zur Gottheit zu erheben. Daher treffen wir ihre Verehrung nicht allein bei gebildeten Völkern des Alterthums, sondern auch noch bei den jetzigen Wilden, bei den Malabaren, einigen Negern und amerikanischen Völkern an.

So verehrte der Naturmensch also die Sonne wol zuerst auf offnem Felde, und betete sie an. In stiller Andacht versammelten sich die alten Perser auf freiem Felde, meistens auf erhabenen Hügeln, um ihren heiligen Heerd, und verrichteten ihre Gebete und Opfer. Noch jetzt haben die heutigen Guebern oder Gawren diese einfache Art der Sonnenverehrung, und unter den neuern Völkern hat man einen ähnlichen Dienst in Peru und bei einem amerikanischen Völkerstamme, der sich Natchez nennt.

Diese Verehrung der Sonne auf offnem Felde war aber da besonders möglich, wo ein stets heiterer Himmel war, wie in Persien und Chaldäa. Das Klima begünstigte dort diese Verehrung — daher hatten die Perser schon lange Asien, die griechischen Inseln und Aegypten erobert, als sie die Sonne und den Mond immer noch ohne alle Tempel und Statüen verehrten. — — Aber die Sonne war nicht immer sichtbar, sie war oft mit Dünsten umgeben, und man konnte sie nicht sehen, oder sie beschien auch die andre Hälfte des Erdkrei=

ses. — Hier war also die Verehrung auf dem Felde nicht möglich, und der Mensch wünschte doch so gern etwas Sinnliches, das er anbeten könnte. Man machte sich deswegen zuerst Bilder, die von der Gestalt der Sonne selbst hergenommen waren. Die älteste Verehrung der Sonne in Aegypten war die Gestalt eines mit Strahlen umgebenen Antlitzes, und solche Abbildung fand man auch in einer der ältesten Felsengrotten Aegyptens. Vorzüglich wurde sie in dem alten Heliopolis verehrt, welche Stadt wegen des Sonnendienstes berühmt ist *). Die Perser verehrten sie unter der Gestalt einer Kristallscheibe; eben dies thaten die Päonier, ein celtisches Volk, nur daß diese glaubten, diese Scheibe wäre an einer langen Stange befestiget. Die alten Peruaner beteten sie unter dem Symbol eines unbearbeiteten Steines, oder unter dem Bilde einer goldnen Scheibe an. Bei den Rhodiern ist der ungeheure Koloß der Sonne bekannt.

Aus diesen Bildern wurden in der Folge menschenähnliche Gestalten. Die Perser verehrten zu Herodots Zeiten die Sonne unter dem Namen Mythra. Dieser Gottheit widmeten sie einen prächtigen Wagen nebst kostbaren Pferden. Einige Jahr-

---

*) Ἡ τοῦ Ἡλίου πόλις ἐπὶ χώματος ἀξιολόγου κειμένη τὸ ἱερὸν ἔχουσα τοῦ ἡλίου.
Strabo XVII. p. 805.

hunderte nach dem Alexander ward der Mythras auch außer Persien als ein Jüngling mit einem engen Kleide abgebildet, hierüber war ein flatterndes Gewand mit einer phrygischen Mütze, er drückte am Eingange einer Höhle mit seinem rechten Knie einen Stier nieder, und mit der rechten Hand setzte er ihm einen Dolch an den Hals; auf der andern Seite des Denkmahls sprang eine Schlange und ein Hund empor, der gleichsam das Blut, das aus der Wunde kömmt, ablecken will, unter ihm kroch ein Krebs. An beiden Seiten standen zwei Knaben, wovon der eine eine brennende Fackel emporhob, der andere sie umgekehrt hielt; wahrscheinlich ward unter diesen Symbolen der Lauf der Sonne durch den Thierkreis angedeutet, die brennende Fackel ist Symbol des Tages, und die umgekehrte Fackel ein bekanntes Symbol der Nacht. Ein Löwe, welcher neben der Schlange liegt, scheint nicht in Thätigkeit zu sein. Unter dem Bauche des Stiers liegt ein Scorpion, der mit seinen beiden Scheeren die Untertheile des Stiers hält. Außerdem gibt es noch viele Verzierungen *).

So verehrte man in Aegypten die Sonne, und betete unter dem Osiris die Sonne, unter der Isis

*) Die Abbildung dieses Denkmahls findet man in Montfaucon Antiq. Expliq. Tom. I. Pars II. pag. 378.

den Mond an. Osiris war das reine Bild der Sonne; nachher aber verwandelte man es in menschenähnliche Wesen, und nun mahlte man ihn mit einem Sonnengesichte, und betete ihn an, vergaß aber bald, daß Osiris die Sonne vorstellte, und hielt ihn für eine von der Sonne ganz verschiedene Gottheit, obgleich Osiris das Bild der Sonne war. Zur Zeit der Herbstnachtgleiche verehrten sie sie unter dem Bilde des Horus. Macrobius sagt: statuitur ejus aetas plenissima effigie barbae, solstitio aestivo, quo tempore summum sui consequitur augmentum. Saturnall. l. I. c. 18. Man stellte sich den Sonnen-Gott als ein Wesen menschlicher Art und Gestalt vor.

In Chaldäa verehrte man die Sonne als eine Gottheit unter dem Namen Bel oder Baal, Moloch und Mithras, Vorstellungen, die von einem irdischen Regenten hergenommen auf den Regenten des Himmels angewandt worden. Baal war der höchste Gott der Phönicier, und verehrte man unter diesem Bilde die Sonne, dieses sagt nicht allein Sanchuniathon, sondern auch andre Schriftsteller ausdrücklich, und dies bestätigen auch die ältesten Urkunden der Bibel. Bei den Phöniziern hieß diese Gottheit Baal-Semen oder Schamain d. i. König des Himmels. Und da man von der Sonne mehrere Sinnbilder hatte, so konnte man auch in der Mehrzahl von Baalim oder Baals sprechen.

Daher die Zusätze: Baal-Berith, Baal-Peor, Baal-Sebub. Welche Abbildung man der Sonne gegeben, ist sehr ungewiß. Im 2. Buche der Könige c. 3, 2. findet man gewisse Statüen erwähnt, welche der Sonne zu Ehren gesetzt wurden, die man Sonnenstatüen nannte. Aus 2. Chron. 23, v. 2. scheint zu folgen, daß dem Baal zu Ehren gegossene Sinnbilder aufgestellt wurden. Ob diese allezeit die Gestalt der Pferde und eines Wagens, oder auch andere Gestalten gehabt, und etwas einem Menschen Aehnliches, oder doch etwas Einfacheres, als Wagen und Pferde vorgestellt habe, wie etwa der Moloch der Ammoniter, der ebenfalls nichts anders, als der Baal, Bel oder die Sonne sein sollte. Man verehrte diesen Baal durch Opfer und Brandopfer aus dem Thier- und Gewächsreiche und in Trankopfern; im Tanzen um den Altar, wobei man sich wenigstens dann, wenn der Gott Baal die Opfernden nicht erhören zu wollen schien, mit Messern und Pfriemen blutig ritzte. 1. Kön. 18, 25—28. Bekannt sind aus der Bibel die Menschenopfer, welche dem Baal gebracht worden. Auch sogar die Israeliten waren gleich nach Josuä Zeiten dem Baalsdienst, den sie von den cananitischen und andern Völkern treiben sahen, ebenfalls sehr ergeben. Wir wissen von einem israelitischen Könige dem Ahab, daß er den Baalsdienst seiner phönizischen Gemahlinn Isebel zu Gefallen, sehr be-

günstigt habe, eben so sehr als Ahab des Baalsdienstes wegen sehr berüchtigt ist. Der jüdische König Manasse entweihte die beiden Tempelvorhöfe des wahren Gottes durch Altäre der Sonne, dem Monde und übrigen Gestirnen zu Ehren erbauet. —

In Peru hielt man die Sonne für die älteste Gottheit, und wenn die alten Regenten ihr Geschlecht von den Göttern ableiten wollten; so gaben sich die Ynkas für Söhne der Sonne aus, die sie ausgesandt hatte, um dem Volke Aufklärung zu verschaffen, und es in nützlichen Kenntnissen zu unterrichten. Orpheus, der die Einwohner des Landes aus den Wäldern herauszubringen suchte, wurde auch für einen Sohn der Sonne gehalten. Die syrischen Könige nahmen ihre Namen nach dem damaligen Gebrauche morgenländischer Könige von der Sonne her. Auf dem berühmten Obelisk, welchen Sixtus der Fünfte vor der Kirche S. Johann von Lateran aufrichten ließ, wird Ramesses, König in Aegypten, ein Sohn der Sonne, ein Sohn Gottes, ein himmlischer und unsterblicher König genannt *), und Semiramis hatte, den alten

---

*) Ammianus Marcellinus l. 17. c. 4. nimmt diese Stelle aus dem Buche des Hermapion. Ἥλιος βασιλεῖ Ραμέστη δεδώρημαι σοι ἀνα πᾶσαν οἰκȣμένην μετὰ χαρᾶς βασιλευειν. ὃν Ἥλιος φιλεῖ καὶ Ἀπολλων. Κρατερὸς φιλαλήθης υἱὸς Ἥρωνος, θεογεννητος κτιστὴς τῆς οἰκουμένης, ὃν

Denkmählern zufolge, ebenfalls diesen Namen. Die äthiopischen Fürsten rühmten sich von der Sonne abzustammen. Heliodorus läßt die Chariklea so reden: Sonne, Urheberinn des Ursprungs meiner Ahnen. Die alten Britten beteten die Sonne unter dem Bilde eines schönen Jünglings an, der unter den Sterblichen wandle, und sich mit den Töchtern der Erde vermische.

Fast eben so wichtig und gewiß nicht unbedeutend war der Mond, besonders wohlthätig war sein Licht für diejenigen Völker im tiefen Norden, deren Erdtheil nur wenig von dem Lichte der Sonne erleuchtet wurde, die also fast unter einer beständigen Nacht lebten; oder für solche Völker, die der großen Hitze und des brennenden Sandes wegen am Tage keine Reisen machen konnten, und deren Gewächse durch die brennenden Strahlen der Sonne verdarben und des Nachts durch das Erquickende des Thaues, und durch die Kühlung beim Aufgange des Mondes wieder verjüngt wurden.

Wo ist daher wohl der Monddienst zu suchen, als unter solchen nördlichen und südlichen Klimaten, eben da konnte man die verschiedenen Lichtgestalten des Mondes am besten betrachten, eben dies erregte

---

῞Ηλιος προέκρινεν, ἄλκιμοι ᾿Αρεως βασιλεὺς Ραμεστης Ηλο παῖς αἰωνοβιος.

Edit. Gron. p. 126.

dann Bewunderung, die bald in Trauren, bald in Freude überging. Man erblickte in ihm einen Wohlthäter, der sein Angesicht bald zukehrte, bald wegwandte. Erschien dann der Mond wieder, so entstanden Freude und Dankbezeugungen, und das erste der gottesdienstlichen Feste war die Feier der Neumonde.

Wer aber konnte dergleichen Beobachtungen eher anstellen, als die Babylonier und Aegyptier — für diese waren solche Beobachtungen so äußerst interessant, weil sie so wichtigen Einfluß auf seine täglichen Geschäfte hatten, und daher konnte bei ihm so leicht die Hochachtung der Sonne und des Mondes in Verehrung übergehen. Außer diesen verehrten aber den Mond allein die Hottentotten, die Anziker und die Einwohner von Congo.

Welch einen wichtigen Einfluß auf die Erde schrieben nicht überhaupt die alten Völker dem Monde zu. Sowie er sich der Erde nähere, so würden alle Körper und Gewächse weit stärker und größer. Bei dem Menschen, sagt Plinius *), ver-

*) Hoc esse sidus, quod terras saturet, accedensque corpora impleat, abscedens inaniat. Ideo cum incremento ejus augeri conchylia, et maxime spiritum sentire, quibus sanguis non sit. Sed et sanguinem hominum etiam cum lumine ejus augeri ac minui: frondes quoque ac pabula sentire eadem penetrante vi.

Plinius Hist. Natur. lib. II. c. 99.

mehre er das Blut, dem Vieh bringe er Futter, den Bäumen Laub. Noch heutiges Tages haben einige Liebhaber der Gärten die Meinung, daß, wenn man gewisse Blumen wollte gefüllt haben, man sie dann säen müsse, wenn der Mond bald voll werde. — Manche neuere Naturkündiger räumen ihm auch einen wichtigen Einfluß auf die Ebbe und Fluth ein. — Und wer wollte denn ihm, da er der nächste Planet der Erde ist, wol allen Einfluß auf die Erde absprechen. Aber nicht immer war der Mond sichtbar, daher machte man sich von ihm eine bildliche Vorstellung. In der Folge aber errichtete man ihm Statüen von allerlei Gestalten, sowol menschenähnliche als unförmliche und ungeheure. Machte es vielleicht die Lage von Aegypten, daß die Bewohner den Mond weit eifriger verehrten als die Sonne, weil er ihnen in ihrem Lande, das so sehr nach Wasser dürstete, den erquickenden Thau brachte, und für sie wohlthätiger war, als die Sonne. Sie stellten den Mond vor unter dem Bilde der Isis *), die sie als Mutter dieser Wohlthat ansahn, und diese als Göttinn des Mondes mit zwei Hörnern abbildeten **), weil der Mond, wenn

*) Vetustissimos Aegyptios existimasse, duos esse Deos, aeternos et primos, solem nempe et lunam, quorum istum Osirin, hanc vero Isin appellarint.
Diodor. Sicul. l. I.

**) Τὸ γὰρ τῆς Ἴσιος ἄγαλμα ἐὸν γυναικήϊον, βέ-

er ab- und zunimmt, Hörner zu haben scheint. Isis bedeutet soviel als eine Alte, wegen des alten und beständigen Aufganges des Mondes. Die Phönizier stellten den Mond bald in weiblicher Gestalt, bald als Pyramide vor, sie gaben ihm den Namen Astarte *), diese hieß bei den Hebräern Astaroth. Im zweiten Jahrhunderte nach Christi Geburt finden sich in dem berühmten Tempel der Astarte zu Hierapolis Sitze, auf denen sie ruhen sollte, ohne Bildniß, weil man, wie die Priester sagten, Sonne und Mond am Himmel ohne Bilder verehren könnte. In Persien verehrte man den Mond, unter dem Namen Militta, in Gestalt eines Weibes, das durch einen zweirädrigen Wagen gezogen wird, deren dreifaches Antlitz mit lauter Schlangen umwunden ist. Die Astarte ist bei den Griechen unter dem Namen Diana Persica, oder Dea mater,

---

κερων ἐστι, κατάπερ Ἕλληνες τὴν Ιȣ̃ν γράφȣσι. Herodotus in Euterpe. Isidem vero eandem cum Luna esse pronuntiantes, etiam eadem utramque imagine repraesentant, in qua cornua addita Lunae indicant illuminationes fulcatas, nigrae autem vestes, occultationes ejus et obumbrationes designant, quibus solem desiderans sectatur.
Plutarch. de Iside et Osir.

*) Ενι δε καὶ ἀλλο ἱρὸν ἐν Φοινίκη μέγα τὸ Σιδωνιοι ἔχȣσι· ὡς μὲν ἀυτοὶ λέγȣσι, Αστάρτης ἐστι. Ασταρτην δ' ἐγὼ δωκέω σεληναιην ἔμμεναι.
Lucian. de Dea Syra.

Venus coelestis und Urania bekannt, bei den Römern aber unter dem Bilde der Diana. Die meisten nordischen Völker dachten sich den Mond als eine männliche Gottheit, und die Sonne als eine weibliche Gottheit und Schwester des Mondes. Die alten Deutschen beteten Sonne und Mond an, und benannten darnach die beiden ersten Tage der Woche. Lüneburg hat bekanntlich seinen Namen von dem Dienste des Mondes, der sonst dort getrieben wurde, und wovon man noch Abbildungen hat. Dem Julius Cäsar zufolge verehrten die Gallier die Sonne, den Vulkan und den Mond, die übrigen Götter kannten sie nicht, hierin abe irrt er sich, denn sie verehrten den Mars als ihren höchsten Kriegsgott. In Peru hatte der Mond einen vortrefflichen Tempel, dessen Mauern mit Silberblech überlegt waren, weil sein Licht weit matter und schwächer war, als das Licht der Sonne. Ueber dem Altar war das Bild des Mondes von einer Silberplatte mit einem Weibergesicht.

Aber sollte denn der Mensch in Sonne und Mond allein seine Götter suchen? waren nicht die Sterne eben so geschickt dazu? Mußte nicht eine sternenhelle Nacht die ganze Aufmerksamkeit des Naturmenschen auf sich ziehen, wenn er unter einem günstigen Klima lebend des Nachts weit mehr unter freiem Himmel sich aufhielt, als wir kalte Nordländer es bei einem rauhen und unfreundlichen

Himmelsstriche können, sie erregten sein ganzes Erstaunen. Diese Wesen befanden sich außer seinem Wirkungskreise, und ihr Glanz war ihm erfreulich. Welchen Eindruck mußte auf ihn der gestirnte Himmel machen, den er alle Abend beobachtete?

Man denke sich jene unübersehbaren Ebenen. Waren dem Menschen da nicht die Sterne auf seinen Wanderungeu eben so unentbehrliche Führer, als sie es dem Schiffer auf offner See sind? Gerade so wie der Wilde in rauheren Weltgegenden, wo er seine unermeßlichen und ungebahnten Wälder durchstreift, durch abgehauene oder hingeworfene Zweige seinen Weg bezeichnet, oder durch Bestimmung der Mittagsseite aus der Wirkung der Sonnenstrahlen auf die Rinde der Bäume ihn wiederzufinden weiß; gerade so beachtete der Babylonier und Chaldäer den Stand der Sterne, den Auf- und Untergang der Sonne. Man denke sich den Jäger, dessen Beruf es erfoderte schon vor Aufgang der Sonne die Wälder und Ebenen zu besuchen, um dort den wilden Thieren nachzustellen, achtsam mußte er da auf die Gestirne sein, wenn er den Weg nicht verfehlen wollte, und wie leicht konnte er sich darin eine Gottheit denken? Daher finden wir denn auch bei den Hirten- und Jägervölkern die Verehrung der Gestirne. Nach dem Zoroaster findet man besonders in der persischen Religion den Gestirndienst, und seine Amshaspands

und Izeds scheinen zum Theil nichts anders als personificirte Genien der Gestirne zu sein.

Wie leicht konnte der Mensch darauf fallen, diese Sterne als Götter anzubeten. Nicht bloß die Spekulation, sondern sein Bedürfniß und Interesse leiteten ihn zur Verehrung dieser erhabnen Gottheiten, er brauchte mächtige Beschützer und diese fand er in den Gestirnen, er sah sie als seine Schutzgötter an. Auf diesen Wegen scheinen die Menschen auf den Dienst der Gestirne verfallen zu sein. Daher finden wir ihre Verehrung vorzüglich bei den Arabern, welche ein nomadisches Leben führten, und die Gestirne für Geister hielten, die ihnen ihre Gunst schenken, aber auch entziehen könnten, und ihnen Regen und Dürre zuschickten. Aus dieser Ursache hatten sie auch sieben den Planeten geweihete Tempel. Die alten Sabier glaubten, es gebe keinen Gott, als die Sterne, auch die fünf Planeten wären Götter. Die Aegyptier vergleichen Sonne und Mond mit einem Könige und einer Königinn, die übrigen fünf Planeten aber mit den königlichen Trabanten oder Liktoren (ῥαβδοφόροι); daher die Pythagoräer die fünf Planeten die Hunde der Proserpina oder des Mondes nannten. Die Verehrung der Gestirne finden wir ferner unter den Persern, Phöniziern *),

---

*) Ἔχεις δε καὶ ἐν τῃ Φοινικῃ θεολογία, ὡς ἄρα

Chaldäern *), Sinesen, Griechen und Peruanern. Noch bis auf den heutigen Tag verehren die Ceilanesen fünf Planeten in eben soviel Statüen, und die Bewohner von Formosa zehn Gestirne, vorzüglich die Planeten in eben so vielen Abbildungen. Die Samojeden sahen die Sterne für Gottheiten an, deren Vermittelung ihnen nöthig war, um an den Wohlthaten des Schöpfers aller Dinge Theil zu nehmen. Unsre alten deutschen Vorfahren verehrten die 12 Gestirne des Thierkreises, und dies veranlaßte denn die Versammlung der 12 großen Götter im Himmel. Nicht immer hatten alle Sterne dieselbe Stellung, daher bemerkte der Mensch ihre Bewegung, und so fing man denn allmählig

---

Φοινίκων οἱ πρῶτοὶ φυσικοὶ, ἥλιον καὶ σελήνην, καὶ τοῦς λοιποῦς πλανήτας ἀστέρας, καὶ τὰ στοιχεῖα, καὶ τὰ τοῦτοις συναφῆ, θεους μόνον ἐγίνωσκον.
Eusebii praeparat. evang. l. I. c. 9.

*) Schwer läßt es sich bestimmen, ob die Chaldäer von den Aegyptiern, oder die Aegyptier von den Chaldäern den Sterndienst angenommen haben, vielleicht leitete sie ihr eigenes Nachdenken darauf, ohne daß sie nöthig hatten, es von einander anzunehmen. Die Aegyptier wußten die Astrolatrie weise zu benutzen, wenigstens ihren Satz von dem Einfluß der Gestirne sie brauchten ihn besonders zu der Eintheilung der Zeit, die ihnen wegen der jährlichen Ueberschwemmung des Nils, von welcher die Fruchtbarkeit ihres Landes abhing, vorzüglich nothwendig war.

an, Planeten von Fixsternen zu unterscheiden, man setzte die erstern wegen ihrer Bewegung in Eine Klasse mit der Sonne und dem Monde, — vorzüglich beachtete man diejenigen Gestirne, die sich in der Bahn der Sonne bei ihrem jährlichen Umlaufe befinden. So entstanden denn die 12 Sternbilder, und mit ihnen die 12 Abschnitte im Jahr, die wir Monate nennen. — Die 7 Planeten aber bestimmten die Zahl der Wochentage. Man wird freilich nicht annehmen können, daß dergleichen Betrachtungen das Geschäft eines ganzen Volks waren, nur helldenkende Köpfe konnten dergleichen Bemerkungen anstellen, und diese konnten sich denn freilich dadurch ein großes Ansehn verschaffen. Kam noch der Glaube an die Selbstständigkeit und Macht der Gestirne hinzu, so mußten nothwendig solche Männer für Lieblinge der Götter erklärt werden. War nun einmahl die Sonne zum Regenten des Himmels erhoben, so umgaben denn die Planeten den glänzenden Königsthron als Trabanten, Statthalter und Boten. Lenkte die Sonne das ganze Jahr, so stand wiederum jeder Monat unter der Regierung seines Sternbildes, jeder Tag, ja sogar jede Stunde unter der Regierung eines Planeten. Die zwölf Monatsregenten nannte man nach Diodor principes deorum κυριοι θεων δωδεκα τον ἀριθμον — man sahe sie als Rathgeber der Götter an. Die Aegyptier, die sich viel mit der Astrono-

mie beschäftigten, hatten mehrere Gottheiten, die aus den Sternbildern hergenommen waren, und die zwölf Götter der zwoten Klasse waren ohne Zweifel die 12 Monatsregenten *).

Es war aber nicht immer nöthig, daß Sonne, Mond und Sterne alle gemeinschaftlich verehrt wurden — bisweilen widerfuhr diese Verehrung nur einem von diesen Körpern, je nachdem dies die Lage, die besondre Beschaffenheit des Landes, der Himmelsstrich, worunter ein Volk lebte, mit sich brachte. Bald war es Sterndienst, bald Sonnendienst, bald Mondreligion. In jenen glücklichen Steppen, worin das erquickende, sanfte und kühlende Licht des Mondes mehr werth war als das Licht der Sonne, da war es wol natürlich, daß auch der Mond mußte verehrt werden. War aber die Himmelsgegend kälter, war das Licht der Sonne wohlthätiger, und ihre Wärme erfreulicher, so war man auch geneigter die Sonne anzubeten. Bei andern Völkern schränkte man sich wol nur auf die Verehrung der Sterne ein, oder nur einzelner Gestirne am Himmel, deren Lauf und Stand man besonders bemerkt hatte, z. B. bei den Persern, Chinesen, Spartanern. Die Wilden in Pa=

---

*) Diese verwickelte Materie setzt gut auseinander Vogel in dem Versuch über die Religion der alten Aegyptier.

raguay verehren göttlich die Plejaden, entweder, weil sie dieses Gestirn für den Wohnsitz eines ihrer Götter oder Vorfahren halten, oder weil sie fürchten, daß einer ihrer Vorfahren in dies Gestirn verwandelt sei. Sehr leicht mochte es dem Menschen werden, das Wohlthätige für die Erde in den Himmelskörpern zu bemerken, aber er mußte schon weiter gehen, wenn er darin eine Gottheit finden wollte. Hatte doch der Grieche der ewigen Materienmasse einen ersten Beweger gegeben, und fand nun der Babylonier sich selbst bewegende Körper an der Sonne und dem Monde — was Wunder also, daß er, der das Dasein mechanischer Naturgesetze nicht kannte, und kein Wesen, das diese Bewegung hervorbrachte, nun diese Körper selbst für belebte Wesen hielt. Der Mensch verehrte die Gestirne als Kinder des großen Weltgeistes, den er für den höchsten Gott hielt, ihre so regelmäßige Bewegung überredete ihn leicht, daß die Gestirne beseelt wären. Und in diesen Irrthum verfiel nicht bloß das Volk, sondern sogar aufgeklärte Philosophen, die Platoniker, und nach ihnen die Stoiker. Cicero *) führt nach ihrem Systeme einen Beweis

*) Cicero de natura Deorum, l. II. c. 15. seq. Atque hac mundi divinitate perfecta, tribuenda est sideribus eadem divinitas. — Atque hic noster ignis, quem usus vitae requirit, confe-

an, daß die Sterne Götter sind; er ist dieser: „es gibt ein zwiefaches Feuer, das eine, das wir im gemeinen Leben gebrauchen, verzehrt und zerstört alles, das andre gibt Leben, erhält und ernährt alles. Die Sonne und die Sterne sind Feuer, und zwar dem ähnlich, was in dem lebenden Körper ist, sie werden durch ihr Feuer nicht aufgerieben. Da nun in unserm Körper eine vernünftige Seele ist, so kann man nicht anders denken, als daß in jedem Sterne auch ein vernünftiges Wesen wohne. Die Pracht der Sterne, und die gar große Ordnung in ihrem Laufe aber zeiget an, daß dieses vernünftige Wesen ein Gott sei." Aus ihrem so sehr regelmäßigen Laufe, Schönheit und Harmonie untereinander wollten die Stoiker schließen: daß sie unmöglich sich so regieren konnten, wenn sie keine Vernunft, und zwar nicht die vollkommenste Vernunft hätten. Man entdeckte also darin Geister, und v e r g e i s t i g t e gleichsam die Himmelskörper, wie die Körper der Menschen, der Thiere und anderer Dinge auf der untern Erde, und ließ sie von

---

tor est et consumtor omnium, idemque, quocunque invasit, cuncta disturbat ac dissipat. Contra ille corporeus vitalis et salutaris omnia conservat, alit, auget, sustinet, sensuque afficit. — Restat igitur, ut motus astrorum sit voluntarius, quae qui videat, non indocte solum, verum etiam impie faciat, si deos esse neget.

Geistern bewohnt und beseelt sein. Man schloß aus den regelmäßigen Bewegungen der Gestirne, daß sie Verstand hätten, und sich mit freiem Willen nach einer bestimmten Ordnung bewegten. Es war dies eben so, wie man aus den regelmäßigen Handlungen des Menschen auf seinen Verstand zu schließen pflegt. Regierten nun weise Menschen die Welt, warum sollten denn diese Himmelskörper davon ausgeschlossen sein, sie verdienen deswegen Verehrung, und diese Verehrung war weit erhabener als die Verehrung von Menschen und Thieren. Man hatte nun erhabene Götter, die alles sahen, alles bemerkten, die einen Einfluß auf alles hatten. Aber manche wunderliche Grille mußte entstehen, wenn man diese Götter leiden sah, ich denke hier an Sonnen- und Mondfinsternisse nach den Vorstellungen mancher wilden Völker.

Nahm man nun an, daß ein jeder dieser Himmelskörper von einem Geiste beseelt oder bewohnt wurde, so führte dies offenbar zum Polytheismus, den wir daher auch in den Religionsgeschichten fast aller alten Völker finden. Die falschen Promissen brachten hier manche falsche Trugschlüsse hervor, und hier wurde nun der Einbildungskraft ein großer Spielraum eingeräumt, den der Priester nach der individuellen Lage des Volks gut zu benutzen wußte. Welch einen Vorzug hatte auch hier der Glaube der alten Israeliten vor der Religion der astrola-

trischen Völker. Obgleich bei den Hebräern der Begriff von Gott sehr sinnlich, und praktisches Bedürfniß bei ihnen war, weil sie den Einfluß eines höhern Wesens auf die menschlichen Handlungen und Schicksale voraussetzte, so leitete er doch immer zum Monotheismus hin, dies that aber die Astrolatrie nicht — sie führte gerades Weges zum Polytheismus.

---

## Dritter Abschnitt.

### Von den Thiergottheiten.

Nicht bloß Sonne, Mond und Sterne waren Gegenstände der Anbetung für den rohen Menschen, sondern auch sogar die Thiere. Die Veranlassung dazu mochte wol nicht immer dieselbe sein. Bei einigen Völkern war sie wol die Metempsychose, oder die Lehre der Seelenwanderung, bei andern die Dummheit, wie in Nigritien und fast ganz Afrika. Bei den Aegyptiern gab vielleicht der Zodiacus dazu Gelegenheit, worin man Thiergestalten vorfand, und die Sterne als Gottheiten verehrte; bei andern führte dazu die Nützlichkeit gewisser Thiere, wie z. B. der Ibis in Aegypten, welcher die Schlangen, die aus lybischen Wüsten kamen, ver-

tilgte und verzehrte. Einige finden in den Thiergottheiten bloß die Sinnbilder der Götter des Landes wieder, und denken sich bei der göttlichen Verehrung der Thiere bloß einen sinnbildlichen Gottesdienst. Die göttliche Natur kann eben so gut, oder vielleicht besser, durch lebendige Thiere vorgestellt werden, als durch Bildsäulen von Erz oder Marmor. — — Es würde abgeschmackt sein, einerlei Ursache der Verehrung der Thiere bei allen Völkern annehmen zu wollen. Findet man in irgend einem Thiere eine Gottheit, so ißt man nicht von seinem Fleische, und es würde ein großes Verbrechen sein es zu tödten, wenn man z. B. in Aegypten den Ichneumon, oder in Whidah die große Schlange tödten wollte. Welche Empörung entstand, als einstens Cambyses bei einem Feste der Aegyptier den Apis erstach? Die Einwohner von Whidah machten alle Engländer nieder, die die Schlange, ihre Schutzgottheit, umgebracht hatten, und steckten das Haus in Brand *).

Dieser Thiergötterdienst war besonders in Aegypten, dies beweisen die Urnen, die aus Groß-Cairo nach der Akademie zu Paris gebracht worden sind. Man findet keine Nation, welche die Thiere mit so vieler Pracht verehrt, und so un-

*) Bosmann Reise nach Guinea, aus dem Französischen 1708. S. 376.

glaubliche Kosten auf ihre Beerdigung gewandt hat, als die Aegyptier. Man errichtete ihnen Tempel, verordnete Priester und Priesterinnen, brachte Opfer, und erflehete ihren Segen für die Kinder. Man hat verschiedene Gesichtspunkte, woraus man den Ursprung der Thiergottheiten in Aegypten erklärt hat. Vielleicht fanden die Aegyptier zwischen den Thieren und ihren National-Gottheiten einige Aehnlichkeit, und dazu wurden sie durch ihre Bilderschrift veranlaßt. Hierdurch läßt es sich erklären, warum sie schädliche Thiere vergötterten, und auch sogar leblose Dinge aus dem Thierreiche anbeteten. Wenn ein solches heiliges Thier gestorben war, so wickelten sie es in Leinewand, und begruben es mit großen Klagen und Seufzen. Man wandte bisweilen auf die Beerdigung eines solchen Thiers hundert Talente.

Die merkwürdigste Thiergottheit bei den Aegyptiern ist der Apis, er wurde zu Memphis ernährt, und war dem Monde heilig. Er mußte sich besonders durch große Schwärze auszeichnen, weil der Mond sein Licht von der Sonne bekömmt, so muß er die Zeichen von Sonne und Mond haben. Das Zeichen der Sonne ist, daß er schwarz aussieht, weil die brennende Sonnenhitze den menschlichen Körper schwarz macht, und unter der Zunge hat er einen Knoten. (Insigne ei in dextro latere candicans macula, cornibus lunae cre-

scere incipientis. Nodus sub lingua, quem cantharum appellant *). Die Haare seines Schwanzes und ganzen Körpers müssen verkehrt liegen, sowie die Sonne ihren Lauf gegen den Pol nimmt. Er soll auf eine übernatürliche Art von den Strahlen des Mondes entstanden sein (Herodot. l. III. Plutarch de Iside) und man soll bei diesem Ochsen eine Abwechselung des Lichts und des Schattens, wie beim Monde, beobachtet haben, an der rechten Seite hatte er einen glänzenden Fleck in der Gestalt des halben Mondes, seine Bewegungen waren Weissagungen und Orakel, und sein Geburtsfest wurde unter dem Namen Θεοφανία sieben Tage in ganz Aegypten gefeiert. Zu den Thiergottheiten kann man noch besonders die Schlange rechnen. Sie war bei den Morgenländern ein sehr wichtiges Thier, das Symbol der Wachsamkeit, und sie spielt eine bedeutende Rolle in dem morgenländischen Religionssystem, denn sie ist fähig, Orakel zu geben. So entstand der Schlangendienst der Minerva auf der Burg zu Athen, der Schlangendienst der Juno zu Lanuvium, die Schlangenverehrung des Trophonius. In der ägyptischen Religion findet man eine Schlange mit dem Kopfe der Isis abgebildet.

Gesundheit, langes Leben wird unter dem Bilde der Schlange vorgestellt — sie ist das Sinn-

---

*) Plinius l. 8. c. 46.

bild der Ewigkeit. Saturn, der die ewige Zeit vorstellt, führt die Schlange neben sich.

Da die Schlange so außerordentlich oft vorkam, und sie als Begleiterinn so vieler göttlich verehrten Personen erschien, so war es unter höchst abergläubigen Völkern nicht zu verwundern, daß man endlich das Thier selbst für heilig hielt, und ihm Tempel erbauete. Bekannt ist der Schlangendienst zu Epidaurus, Cos, Pergamus, Lanuvium, und auf der Tiber-Insel bei Rom, in Phönizien, Aegypten, Indien und China, die Aufbewahrung heiliger Schlangen in den Religionskasten vieler Morgenländer, sowie in den Epheukörben bei den Mysterien des Bacchus, in den Eleusinischen Mysterien. Es ist beinahe kein Theil des alten morgenländischen Kultus, der nicht veredelt von den früheren Christen wäre beibehalten, oder von den Schwärmern wäre wieder angenommen worden. In Aegypten kamen sogar während des zweiten Jahrhunderts christliche Schlangendiener, Ophiten, vor, die, wie es in Griechenland und Italien geschehn, zahm gemachte Schlangen fütterten und anbeteten. Christen von nicht viel besserer moralischer Bildung als die rohen Negervölker im mittlern Afrika, zu denen sich von Oberägypten aus der Schlangendienst verbreitet hatte, unterhalten noch jetzt diesem Thiere Tempel und Priesterinnen.

Die Schlange, welche der Hauptfetisch unter

den Whidahschwarzen ist, hat einen runden dicken Kopf, die Augen sind offen und schön, die Zunge ist kurz und ganz spitz, ihre Bewegung ist langsam, außer wenn sie auf eine giftige Schlange losgeht. Der Schwanz ist schmal und scharf, und ihre Haut ist schön. Der Grund derselben ist weißgrau, mit wellenweise laufenden gelben, blauen und braunen Streifen, oder Flecken von einer angenehmen Mischung. Diese Schlangenart ist ganz unschädlich.

Die Whidaher glauben, die Schlange, welche sie itzt in dem Tempel bei Sabe anbeten, sei wirklich noch eben diejenige, welche ihre Vorfahren mit nach Hause gebracht hatten, als sie den merkwürdigen Sieg erfochten, der sie von der Tyrannei des Königs von Ardea befreiete. Die Nachkommenschaft dieser gütigen Schlange hat sich sehr vermehrt, und ist in keinem Stücke von ihren guten Eigenschaften ausgeartet. Der Neger schätzt sich sehr glücklich, wenn er eine solche Schlange antreffen, und sie in seinem Hause ernähren kann. Die Götter der Buräten, Circassier, Tunkinesen, der nordamerikanischen Wilden, der Ostiaken, Lappen, Finnen, Kamtschadalen, und aller übrigen nördlichen und nordöstlichen Völker Asiens sind getödtete, oder gestorbene Thiere.

---

## Viertes Kapitel.

### Erscheinungen der Götter auf der Erde, lebende Götter, Menschwerdung derselben und Verehrung. Theogonien.

Die so sehr sinnliche Vorstellung, welche der ungebildete Mensch sich von seinen Göttern machte, veranlaßte, daß er ihnen menschliche Eigenschaften beilegte; und daher war es denn immer möglich, daß Götter auf Erden erscheinen konnten, und einige Jahre darauf leben, daß Götter sich vermehren, und man sich also ganze Götterfamilien denken konnte (Theogonien) und daß sie konnten verwundet, ja sogar getödtet werden. Die Göttergeschichte der Wilden, und der ersten Griechen und Römer bestätiget dieses. Den Glauben an Erscheinung der Götter auf Erden, und an Menschwerdung findet man am deutlichsten in der lamaischen Religion oder in der Religion der Birmanen. — Der oberste Gott heißt Gaudna, oder Godma, Godama. Man zeigt noch jetzt Abdrücke von seinen Fußstapfen in einer Marmorplatte. Er lebte einst auf Erden,

that Wunder, reformirte, lehrte, und wurde wahrscheinlich als ein menschgewordner Gott betrachtet, so wie Budda als eine Erscheinung des Vischnu angesehen wird. Die Chinesen verehren den Teschoo-Lama als einen lebenden Gott. Die Pracht, mit welcher er am Tage seiner Inauguration empfangen wurde, war fast unbeschreiblich. Kienlong, Kaiser von China hatte ein sehnliches Verlangen den göttlichen Teschoo-Lama bei sich zu sehn, und unter der Zahl seiner Schüler zu sein, und sich mit ihm in den Handlungen der Andacht zu vereinigen. Endlich wurde seine Bitte erfüllt, und Teschoo-Lama reisete wirklich ab. Alle Gattungen von Leuten baten ihn unterwegens, ihnen einen Abdruck von seiner Hand zu geben; nachdem sie mit Saffran gefärbt worden war, streckte er sie aus, und druckte sie auf reinem Papiere ab. Viele tausend Exemplare wurden davon für die Volksmenge abgedruckt, welche den Lama täglich umgab, und sie wie die heiligsten Reliquien sorgfältig aufbewahrte. Die Statthalter in den Provinzen und selbst Fürsten bezeugten ihm überall ihre Ehrerbietung mit ihren Truppen und Gefolgen, überhäuften ihn mit den kostbarsten Geschenken und begleiteten ihn auf seiner Reise.

In einem Kinde soll sich der Lama wieder verjüngen. — Der Kapitain sprach so: der Generalgouverneur von Ostindien wurde bei der Nach-

richt von deinem Tode in China tief betrübt, und fuhr fort, deine Abwesenheit von der Welt zu beklagen, bis die Wolke, welche die Glückseligkeit dieser Nation verdunkelte, durch deine Wiedererscheinung zerstreut worden ist, und dann hat ein höherer Grad von Freude bei ihm statt gefunden, als er Kummer bei den ersten traurigen Nachrichten empfand. Der Gouverneur wünscht, daß du lange die Welt mit deiner Gegenwart erleuchten mögest, und hofft, daß die Freundschaft, welche vorher zwischen euch bestand, nicht vermindert, sondern vielmehr erhöht werden möge. —

Das kleine Geschöpf sah den Redner mit einem Anscheine von großer Aufmerksamkeit steif an, nickte mit wiederholten aber langsamen Bewegungen des Hauptes, als wenn es jedes Wort verstände und billigte.

Es war damals ungefähr 18 Monate alt, sprach kein Wort, machte aber sehr ausdrucksvolle Zeichen, und betrug sich mit erstaunender Würde und Anstand. Seine Farbe war bräunlich, jedoch ohne roth, seine Züge gut, es hatte kleine schwarze Augen, der Ausdruck der ganzen Miene war belebt, es war überhaupt eines der schönsten Kinder, welche man sehen konnte. Es kamen viele Tartaren, um ihre Devotion zu bezeugen, sie standen beim Eingange des Klosters dem Palast gegenüber, jeder hatte seine Mütze abgezogen, die Hände gefaltet,

und bis zum Gesicht emporgehoben. Sie blieben mehr als eine halbe Stunde in dieser Stellung, ihre Augen waren beständig auf das Zimmer des Lama geheftet, und Aengstlichkeit war sichtbar in ihrer Miene. Zuletzt erschien er ihnen, sie hoben ihre gefaltenen Hände zuerst über ihr Haupt empor, ließen sie alsdann wieder bis zu ihrem Gesichte sinken, und nachdem sie dieselben bis zu ihrer Brust gebracht hatten, trennten sie sie, zugleich sanken sie zur Erde nieder, und schlugen ihre Köpfe gegen dieselbige, dies wurde neunmal wiederholt, zuletzt überreichten sie ihre Geschenke, welche ein dazu bestimmter Officiant in Empfang nahm. Im Jahre 1804 im Oktober, war der Tag der Inauguration oder Regeneration des Kindes Lama. — Aehnliche Begriffe von dem Aufenthalte der Götter auf Erden, finden wir bei den ältesten Griechen. So weiß man, daß Jupiter in Phrygien gelebt habe, und mit dem Merkur unter den Menschen umherwandelte, und ihre Thaten prüfte. Philemon und Baucis ein paar bejahrte Eheleute, nahmen die Wanderer gastfreundlich in ihre arme Hütte auf. In dem neuentstandenen Tempel opferten sie Beide dem Jupiter, dem Beschützer des Gastrechts und dem Belohner der Gastfreundlichkeit. — Man bestimmte mehrere Wohnplätze, wo die Götter sich von Zeit zu Zeit niederließen. Nach Cypern trugen die Wellen die Göttinn der Liebe, als sie aus dem

Schaume des Meers emporstieg, sanft ans Ufer. — Auf dieser anmuthigen Insel waren ihr ganze Städte, Haine, Tempel und Altäre geweihet. Wohin konnte man den Vulkan besser versetzen als nach Lemnos, wo es häufige Erdbeben und feuerspeiende Berge gab, und in dem dampfenden Aetna in Sicilien, wovon dem Feuer, das sich vergebens einen Ausweg suchte, zum öftern ein unterirdischer Donner erscholl, ließ die Dichtung in den Höhlen der Erde die mächtigen Hammerschläge der Cyklopen in der Werkstätte des Vulkan ertönen, und die alten Dichtungen ließen auf dem Berge Cylene in Arkadien selbst die neugeborne Göttergestalt des Merkur zuerst hervortreten. In Arkadien hatten die Hirtengötter ihren Ursprung, hier war es, wo nach den Sagen der Vorzeit sie vorzüglich ihre Gegenwart offenbarten. In den mythologischen Dichtungen der Alten erscheint Arkadien ganz in dem reizenden Lichte des süßen Schäferlebens, und neuere Dichter versetzen die Scene des Sanften und Einladenden noch jetzt in Arkadien.

Man dachte sich die Götter sehr menschlich und sinnlich. Zuerst stritten sich die verständigen Wesen über die Herrschaft der Welt, aber die Menschen in diesem Kampfe überwältiget, wurden auf ewig ihren Siegern unterthan. Die Klasse der Unsterblichen vermehrt sich eben so wie die der Menschen. Hier ist nun der Ursprung der Theogonien beim Homer

und Hesiodus, und der Dynastien in den Asiatischen Volksreligionen. Es ließen sich die so verschiedene Genealogien oder Geschlechtstafeln der Götter unter den Griechen nicht erklären, wenn man nicht annehmen könnte, daß die ältesten Griechen geglaubt, die Götter hätten einstens auf Erden gelebt, und dort ihr Geschlecht fortgepflanzt. Diese Theogonien beim Homer und Hesiodus lassen sich aus verschiedenen Gesichtspunkten ansehen. Bald betrachtete man sie als Nacherzählungen des damaligen Volksglaubens, bald als Dichtergeburten, bald als Embleme, wodurch gewisse Ereignisse in der Physik sollten dunkel vorgetragen werden.

Fast scheint es, als wenn Homer gewisse Mythen der alten Pelasger vorgetragen, die nachher mit der ältesten Religion der Griechen sich vermischte, und in die Zeiten zu setzen sind, als man sich die Götter noch als Menschen dachte. Homer machte seine Götter immer menschenähnlicher, und nahm ihnen die Flügel, wie man sie auch auf den Etruscischen Gefäßen findet, die noch über Homers Zeitalter hinausgehn. Ihre vogelschnelle Bewegung legte er der ihnen inwohnenden Kraft bei. Die Kunst trat in seine Fußstapfen, und beflügelte ebenfalls die Gottheiten. So oft ein homerischer Gott einen etwas weiten Weg vor hat, bindet er entweder goldene Fußsohlen unter, deren geheime Kraft ihn windschnell über Land und Gewässer hinträgt, oder er

fährt, wenn ungewöhnliche Weite oder Gefahr oder Pracht es erfordern, in einem schwebenden Wagen, welchen luftwandelnde Rosse mit übernatürlicher Geschwindigkeit ziehen. Diese ambrosischen Sohlen hatten eine besondre Zauberkraft, welche ihnen Hephästos, der wie allen metallenen Hausrath der Götter, auch diese verfertigt haben muß, mitgetheilt habe. — Die Werke des Hephästos waren vom lebendigen Geiste beseelt; eben so ging es mit dem Wagen. An einem leichten gehobenen, geschwungenen Gange waren die Gottheiten zu erkennen.

Hier sieht man also, daß man sich die Götter menschlich dachte. Eine niedrigere Gestalt konnte man ihnen nicht beilegen, denn das widerspräche dem Begriffe eines höheren Wesens. Daher sind die Begriffe von der Gottheit, so wie das Volk sie sich ausgebildet, anthropomorphistisch, und die Gottheit wird auf diese Weise nach und nach ein sinnlich verständiges und vernünftiges Wesen. — Man denkt sich die Götter als ausgedehnt, nun aber ist die vollkommenste Figur der Mensch, man stellt sie sich vor als endlich — veränderlich, begabt mit einem sinnlichen Gefühls- und Begehrungsvermögen, ihre Macht aber ist eingeschränkt, man denkt sie sich als Gesetzgeber und Richter. War nun die Gottheit dem Menschen so sehr ähnlich, so mußte man auch an einen Ursprung der Götter denken. Hier entstehn also Theogonien, alte Volkssagen von

den Geburten der Götter. Diese können nun wol nicht bei allen gleich lauten. Die älteste Theogonie der Griechen finden wir beim Orpheus, die wir aber nicht ganz haben, sondern nur aus Pythagorischen, Platonischen Philosophen und aus den Neu-Platonikern können kennen lernen. — — Unrichtig möchte man wol verfahren, wenn man die ganze Theogonie des Homer und Hesiod wollte für Geschöpfe der Dichtkunst halten, und diese nun ganz aus der Physik oder aus gewissen Naturereignissen erklären wollte. Homer fand alte Volkssagen vor, die er zum Theil wohl verschönerte, und ihnen ein Dichtergewand umhing, er war Nationalsänger, und seine Gedichte werden öffentlich in den Volksversammlungen abgesungen, das Volk fand nun darin die Geschlechtsregister seiner Götter wieder. Ehe Philosophen in Griechenland auftraten, war man in allen griechischen Staaten von der Wirklichkeit der Hesiodischen Götter, und von der objektiven Wahrheit der Homerischen Göttergeschichten überzeugt. Beim Homer finden wir zuerst die griechischen Mythen, er lebte zu einer Zeit in Griechenland, da es erst eben angefangen hatte, sich aus dem Stande der Rohheit zu erheben. Zu seiner Zeit mußten auch viele Sagen von den Göttern Statt finden, wahrscheinlich wurden ihm auch die Lieder einiger frühern Sagen bekannt, denn ich zweifle nicht, daß auch mancher griechische Barde

vor ihm die Geschichte der griechischen Nation, als sie noch im Entstehen und in dem Stande der Rohheit war, werde besungen, und auch hierin die Geschichte der Götter verwebt haben. Wir lesen mit einem ganz andern Interesse die Iliade und Odyssee, als sie der Grieche las. Wir finden darin den Menschen wieder, wie er nach seiner natürlichen Anlage redet, denkt und handelt. Es ist für uns Wiederannäherung an die einfache Natur, unsre Einbildungskraft wird durch die Vergleichung der rohen und kultivirten Menschheit belebt. Homer versetzt uns aber nicht in eine Feenwelt, sondern in eine wirkliche. Mit diesen Empfindungen las aber nicht der Grieche seinen Homer, er erinnerte sich dabei der Thaten seiner Vorfahren, diese Lieder bewahrten ihm die Geschichte seines Volks auf, und erzählten ihm zugleich die Geschlechtsregister seiner Götter. Wie aufmerksam mußte daher der Grieche dem Rhapsodisten zuhören, wenn er ihm nun einige Stellen aus dem Homer und den ältesten Dichtern vorsang.

Die alten Sagen lauten verschieden: Uranus erzeugte mit der Gäa die Centimanen, Cyklopen und Titanen. Er verschloß die ersteren in den Tartarus, aber Gäa, darüber aufgebracht, wiegelte die Titanen gegen ihn auf. (Apollod. I. 1. Hesiod. Θεογ. 134—188.) Kronos oder Saturn hatte von einem Orakel gehört, daß einer seiner

Söhne ihn vom Throne stoßen würde: daher fraß er sie auf, obald Rhea ihm ein Kind zur Welt brachte. Nur mit Mühe entging Jupiter der verfolgenden zerstörenden Macht, und seine Wächter mußten um seine Lagerstatt ein wildes Getöse erheben, damit Saturnus die Stimme des weinenden Kindes nicht vernehmen möchte. Saturns Gemahlinn die Rhea verbarg und erzog ihren Sohn Zevs in Creta, mit Hülfe der Cureten, und dieser, als er erwachsen war, befreite die Centimanen und Cyklopen, stürzte seinen Vater vom Throne, und die Titanen in den Tartarus. Hesiod. Θεογ. 616. seqq. Zum Geschenk erhielt er von den Cyklopen den Donnerkeil, daher ist er von allen Göttern allein mit Blitzen bewaffnet. Jupiter der Vater der Götter hatte mehrere Kinder, seine Ehegattinn war die Juno, sie gebar ihm den unversöhnlichen Mars, den schrecklichen Kriegsgott, der oft den Unwillen Jupiters auf sich zog, und ihn vom Himmel zu schleudern drohte, aber seiner schonte, weil er sein eigner Sohn war. Mit der Ceres erzeugte Jupiter die jungfräuliche Proserpina, die vom Pluto entführt, in der Unterwelt die Königinn der Schatten ward. Um seine Götterkraft auf Erden in manchem Heldenstamme fortzupflanzen, richtete er auf die Töchter der Sterblichen seine Blicke, und hüllte in täuschenden Gestalten seine Gottheit, und zeugte nun die vielen Dioscuren. Von seinem hohen

Sitze senkte er sich in dem goldnen Regen in Danaens Schooß nieder, und erzeugte mit ihr den tapfern Perseus, der die Ungeheuer mit mächtigem Arme besiegte. Mit dem majestätischen Schwanenhalse schmiegte er sich an Ledas Busen, und sie gebar den edelmüthigen Pollux, und die göttliche Helena. Das schönste Weib auf Erden, aus Jupiters Umarmung. In der Kraft des muthigen Stiers, lud er mit sanftem Blicke die jungfräuliche Europa auf seinen Rücken ein, und trug sie durch die Meeresfluten an Kretas Ufer, wo er den Minos mit ihr erzeugte, der den Völkern Gesetze gab, und über sie mit Macht und Weisheit herrschte.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich alle Genealogien der Götter der Griechen hier erzählen wollte, jedoch folgt aus dem Allen, ihre Götter haben Menschenähnlichkeit, und waren Menschen, die nach ihrem Tode vergöttert sind, bei manchen Erzählungen mischte sich auch die Phantasie und poetische Dichtung ein, wie in die Geschichte Jupiters, worin deutlich der Satz liegt: alles Hohe und Göttliche kömmt vom Jupiter her. Mögen es nun Vorzüge des Geistes oder des Körpers, Vorzüge der Kraft oder der Macht sein, deswegen läßt man Minerva aus dem Haupte Jupiters geboren werden, und man bestimmt ihn zum Vater des Mars.

Außer der Theogonie, die wir in dem Homer finden, und die historische Data scheint zum Grunde

zu haben, liefert uns Hesiodus verschiedene religiöse Sagen, Begriffe und Meinungen der Griechen, unbekümmert um ihre Entstehung stellt er sie auf, wie er sie fand. Zuerst sagt er: [Θεογ. 116—153.] *) entsprang das Chaos, hierauf die Erde, und der Eros, der schönste unter den sterblichen Göttern. Aus dem Chaos entsprang der Erebus und die schwarze Nacht, aus der Nacht der Aether und der Tag. Die Erde aber zeugte zuerst den Uranus, dann die Berge und den Pontus mit sich selbst, (ἄτερ φιλότητος ἐφιμέρου) alsdann aber mit dem Uranus den Oceanus, und mit ihm den Coeus und Creus und Hyperion Japetus, Rhea, Themis u. s. w., und die Cyklopen, die einen stolzen Muth haben, und nur ein Auge mitten auf der Stirne. Uranus wird von seinem Sohne Kronus, dieser von seinem Sohne Zevs der Regierung entsetzt. Des Uranus abgeschnittene Schaamtheile befruchten die Erde. Aus dem Blute entstanden die Giganten, die Furien und die Nymphen. Außerdem erzählt Hesiod die Erzeugung einer Menge von Gottheiten, welche nichts anders sind, als personificirte physische oder geistige Kräfte.

Denkt man nun hierüber nach, so sieht man

---

*) Ἤτοι μὲν πρώτιστα χάος γένετ᾽, αὐτὰρ ἔπειτα
Γαῖ᾽ εὐρύστερνος, πάντων ἕδος ἀσφαλὲς αἰεὶ
Ἀθανάτων, οἳ ἔχουσι κάρη νιφόεντος Ὀλύμπου
Τάρταρα τ᾽ ἠερόεντα μυχῷ χθονὸς εὐρυοδείης.

leicht ein, daß hier keine Stücke aus der Geschichte zum Grunde liegen, sondern daß der Dichter Naturereignisse schildern will, daß er aber auch zugleich diese Naturphänomene und ihre Ursachen als Götter behandelt.

Hier möchte es nun auffallend scheinen, warum der Dichter, wenn er sichtbare Naturveränderungen schildern will, alsdann die Götter einmischt, oder wenn er ein Göttersystem vortragen wollte, er alsdann diese Naturerscheinungen in dieses System aufnahm. Dies läßt sich nicht anders beantworten, als wenn man annimmt, daß die griechische Religion nichts anders war, als eine Verehrung der Naturerscheinungen und der Naturkräfte. Konnte die Furcht vor tobenden Naturscenen Veranlassung zur Verehrung werden, wie ich oben gezeigt habe, so war wol nichts mehr im Stande, den Naturmenschen in Schrecken zu setzen, als ein Gewitter — leicht konnte er sich nun hier einen Donnerer denken, und dieser machte auch wirklich die Hauptgottheit bei den Griechen aus. Er wohnt in der Höhe, seine Wirkung von oben herab, ist schlechthin unvermeidlich, ist die schnellste, tödtlichste, und erschüttert und empört, wie die Sinne des Menschen, so die äußere Natur um ihn her.

Aber Uranus mußte eher da sein, der Himmel eher als ein Gewitter, das an ihm entstehen konnte, nun behält Zevs, der Donnergott, nebst

seinen Brüdern, dem furchtbaren Erderschütterer, und dem Beherrscher des schrecklichen Tartarus, das Ruder der Regierung. Verehrten die Aegyptier eine Nilgottheit, und kamen aus Aegypten Kolonisten nach Griechenland, wie leicht entstand dann unter diesen letztern der Poseidon. Der rohe unaufgeklärte Pelasger hatte, so wie der Wilde, seine Fetische, die er bald am Himmel, bald auf der Erde, bald im Meere fand, und so bildeten sich leicht mit diesen großen Ereignissen der Natur auch Götter. Eine Volksreligion geht vom Gefühl aus, nicht vom Raisonnement.

Und findet sich nicht in der besondern Lage von Griechenland auch Veranlassung zur Verehrung gewisser Gottheiten. Man denke sich jene Fremdlinge, die ihr Vaterland verließen, weil sie in demselben keinen angemessenen Wirkungskreis fanden, und die nun im Anbau andrer Gegenden ihr Glück suchen wollten, wie diese sich nun des Meeres Fluthen überließen, wie Stürme sie umbraußten, der Donner über ihr Haupt rollte. Was mußten diese mehr wünschen, als daß das unbezwingbare Meer, der tobende Sturm und der brüllende Donner möchten unter der Aufsicht höherer Wesen stehen, die ihre Gewalt zu zügeln im Stande wären? Die Schrecken des Meers haben von jeher den rohen Schiffer zur Religion geführt, sie lehren noch jetzt den wildesten Matrosen beten. Wie leicht war un-

ter diesen Umständen bei den Griechen eine warme Verehrung personificirter Naturwirkungen möglich? wie leicht war es, daß Griechenland der Hauptsitz einer Religion ward, die sich zum Theil auf personificirte Naturwirkungen gründete? wie leicht konnte die Idee von Zevs, Poseidon und Pluto entstehen. Und welch einen reichen Stoff erhielten die Dichter, wenn sie die Volksreligion in Griechenland wollten in Ordnung bringen, zu ihren Theogonien und Cosmogonien?

In spätern Zeiten, nachdem Weltweise auftraten, und die Nation einen höheren Grad von Kultur erhielt, ließ sich allerdings ein Raisonnement über diese Theogonien und Cosmogonien des Hesiodus anstellen. Es war zuerst ein Chaos, d. h. es war alles ungebildet, verworren und formlos, ohne Licht, Farbe, Gestalt, (daher entsteht aus dem Chaos das Dunkle, Finstre, die Nacht und der Erebus: aus der Nacht der Tag u. s. w.). Nun entstand die Erde, und mit ihr auch zugleich der Himmel und die Sterne, eine sehr sinnliche Darstellung von dem großen Gewölbe des Himmels — es scheint, als wenn am Rande des Horizonts, wo die Erde an das Meer reicht, der Himmel auf der Erde zu ruhen. Der Dichter beschreibt dies so: daß, nachdem die Erde das Himmelsgewölbe gebildet, und den nahen Pontus, sowie die Gebirge und Hügel aus sich selbst hervorgebracht hatte, so

erzeugte sie mit dem Uranus den Oceanus. Das erste Element scheint die Luft zu sein, daher ist Jupiter die obere Luft, und Juno die untere, Bruder und Schwester, Mann und Weib; daher die Begattung auf Ida, eigentlich der befruchtende Regen und Thau, daher der ewige Zank zwischen den Göttern, für die stets einander entgegenarbeitenden Kräfte der Natur; daher die Ambosse an Junos Füßen, Erddünste und Meerdünste, daher auch die vom Olympus herabgelassene Kette, die vom Aether abstuffenden Elemente. Vulkan wird auf eine Insel des Meers geworfen, konnte man erklären, auf Lemnos entzündet sich ein unterirdisches Feuer. So ließen sich, wenn man die älteste Religion der Griechen physisch erklären wollte, die Dichtungen des Homer deuten, obgleich wol damals als Homer sang, kein Grieche sie so erklärte.

So lange man noch keine philosophische Sprache redete, und der gemeine Menschenverstand über die Urstoffe und Grundprincipien nicht nachdachte, mußte man allerdings so reden, als Hesiodus that. Die Sprache war arm, und die ganze Vorstellungsart wurde in Allegorie oder symbolische Bilder eingekleidet. Finden sich wol in irgend einer Sprache, die sich noch nicht ausgebildet hat, die Ausdrücke von Urstoff, von Entwicklung, von Succession, von Zeit? — wie konnte man sie dann in der griechischen Sprache erwarten, erst späteren Philosophen

unter diesem Volke war es vorbehalten, aus diesen alten Sagen ihre philosophischen Systeme zu entwickeln.

Es lag außer dem Kreise der Volksreligion über den Urstoff der Dinge nachzudenken, und sich eine deutliche Idee von einer Gottheit oder einem höchsten Wesen zu machen, erst Weltweise dachten über die Religion nach, und suchten nun die Volkssagen und die phantasiereichen Vorstellungen der Dichter auf gewisse abstrakte Begriffe festzusetzen. Daher hielt denn Thales von Milet das Wasser für den ersten Urstoff der Dinge, und suchte nun seinen philosophischen Satz mit der Volksreligion in Uebereinstimmung zu setzen: denn das Meer oder der Ocean war schon längst von dem Homer und Hesiod für eine der ältesten Götter erklärt worden. Orpheus scheint insbesondere den Ocean, welcher seine Schwester Thetys heirathete, für den Urheber des ganzen Stammbaums der physischen Götter erklärt zu haben. Dem zufolge erklärt auch Athenagoras die Orphische Lehre so, daß aus dem Wasser, welches sich zu Schlamm verdickte, alles entstanden sei.

Die Stoiker erklären die Fabel, daß Saturn seine Kinder verschlungen habe, und vom Jupiter in Fesseln gelegt worden sei, so: Saturn bedeutet die Zeit, welche durch den Aether, der durch Jupiter

bezeichnet wird, und die Himmelssphäre erfüllt, bestimmt und eingetheilt wird.

Xenophanes ging davon aus, über die Natur, ihr Dasein, und die Gründe nachzudenken. Ein Chaos anzunehmen, war ihm nicht hinreichend. In dem Begriff des Entstehens fand er selbst einen Widerspruch, und es blieb ihm nichts übrig als ein Sein, und zwar ein ewiges Sein einer unveränderlichen Substanz — er fand die Vorstellungen der Volksreligion äußerst erniedrigend. Eben so hielt auch Pythagoras die Fabeln, welche die Dichter von den Göttern erzählten, und wodurch diese sehr erniedrigt wurden, für sehr herabwürdigend. Hieronimus, der gerne Wunder erzählt, behauptet vom Pythagoras, daß er in die Unterwelt hinabgestiegen, und daselbst die Seelen des Hesiodus und Homer wegen der Fabeln, die sie den Göttern angedichtet hatten, bestraft gesehen hätte. Er selbst war ein starker Anhänger der Volksreligion, verband aber doch damit einen philosophischen Lehrsatz, worin er das ἄπειρον, worüber Aristoteles ein ganzes Buch in seiner Physik geschrieben hat, als den Urstoff aller Dinge annimmt. Doch es würde zu weit führen, wenn man die einzelnen Begriffe der Philosophen von der Gottheit hier zergliedern wollte, und ich kehre daher zu dem Satz in der Religion zurück, daß bei den niedrigen Begriffen, welche viele alte Völker von der

Gottheit hatten, sie von einem Entstehen, und von der Menschwerdung der Götter reden.

Dachte man sich seine Götter erst als Menschen, so konnte man denn auch von Geburten und Verwandlungen der Götter, von Krankheiten, Erbfolgen, Niederlagen und Entsetzungen sprechen. So spricht man von einer neunmaligen Menschwerdung des Wischnu, von Dynastien der Götter in den asiatischen Volksreligionen, von den Geburten der Götter beim Homer, von dem Streite des Typhon mit dem Osiris, von der Verwandlung der indischen Götter, von der Rachsucht der Juno gegen Troja, von dem Betruge, den sie dem Saturn spielte. Daher kam es auch, daß mehrere Völker ihre Geburt von Göttern oder übermenschlichen Wesen herleiteten. Dies thaten die alten Chaldäer, Phönizier, und die Peruaner, die ihre Inkas für Söhne der Götter hielten. Die alten Celten leiteten ihr Geschlecht von Theut oder This ab. Die Griechen sprachen viel von den Heroen. Alle diese Völker dachten sich ihre Götter als Menschen oder Könige, die vormals auf der Erde geherrscht hatten. Die Hindus glauben nicht bloß, daß sich die Götter aus Furcht vor Riesen in Steine verwandelt hätten, sondern daß sie auf mannichfaltige Art wären hingerichtet worden, und gleich andern Menschen nach ihrem Tode in den Oertern der Quaal wären gezüchtiget worden. Die Phrygier stehen in der Mei-

nung, daß ihr Gott nur im Sommer lebe, und erwache, im Winter aber schlummere. Die Otaheiter glauben, daß so wie die Götter Menschenseelen verzehrten, eben so die Seelen der Menschen wieder die Götter verschlingen könnten.

Mit welch einer Begeisterung spricht nicht einer der größten Dichter Deutschlands, der unsterbliche Schiller von dem glücklichen Zeitalter, da die Götter noch auf Erden wohnten, und unter den Sterblichen wandelten, in seinem vortrefflichen Gedichte: die Götter Griechenlands, Th. I. 281.

Da ihr noch die schöne Welt regieret
An der Freude leichteren Gängelband
Selige Geschlechter noch geführet
Schöne Wesen aus dem Fabelland.
Ach da euer Wonnedienst noch glänzte
Wie ganz anders, anders war es da
Da man deine Tempel noch bekränzte
Venus Amathusia.
Zu Deukalions Geschlechte stiegen
Damals noch die Himmlischen herab
Pyrrhos schöne Töchter zu besiegen
Nahm der Läta Sohn den Hirtenstab
Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen schönen Bund
Sterbliche mit Göttern und Heroen
Huldigten in Amathunt.

In der That war es aber doch wol nur dichterische Begeisterung, die das Zeitalter der Griechen und Römer in Hinsicht der Religion glücklich

preisen konnte. Die nahe Gegenwart eines Gottes mochte freilich Manchen zurückhalten, wenn er etwas Böses unternehmen wollte, allein das Andenken an eine Lasterthat, die der Gott selbst ausgeübt hatte, begünstigte auf der andern Seite sehr das Laster.

## Fünftes Kapitel.

### Von Menschenvergötterung oder der Apotheose.

Die Abbildung der Sonne und des Mondes in menschlichen Gestalten gab wol zuerst Veranlassung zur Menschenvergötterung. Besonders stark war die Versinnlichung der Sonne und des Mondes in Aegypten unter dem Bilde des Osiris und der Isis. Osiris war wol einer der ältesten Regenten in Aegypten, nach ihrer Theogonie hatte es Menschen gegeben, die sich besonders um das menschliche Geschlecht hatten verdient gemacht, und deßwegen nachher unter die Zahl der Götter waren aufgenommen worden. Die Götter der Aegyptier sind wol aus den Sternen und dem Kalender oder dem Thierkreise genommen. Die acht alten Götter von der ersten Generation sind die sieben Planeten, die fünf jüngsten sind: Isis, Osiris, Orus, Bubastis, Neitha. Es war den Priestern gewiß sehr leicht einen ehemaligen Helden, einen, den die Sage als den Stifter

des Staats oder als einen muthigen Bändiger der Thiere, und Bezwinger der Menschen pries, in die Sonne zu versetzen, und mit dem Geiste derselben zu identificiren.

Der rohe Mensch wird zwar nicht sogleich darauf fallen, einen seiner Nebenmenschen als Gottheit zu erkennen, gesetzt, daß dieser auch Dinge verrichtete, die ihn in Erstaunen setzten, denn es läßt sich bei ihm der Begriff von Wundern nicht erwarten, aber es gibt einen Umweg, der ihn für die Folge der Zeit dahin bringen kann. Man nehme z. B. an, daß ein Volk zuerst Sonne und Mond angebetet habe, und also noch nichts von Menschenvergötterung und Theogonie wußte, so wäre es doch leicht möglich, sich in der Sonne und dem Monde einen Geist zu denken, der diese Körper bewohne und regiere. Der Wilde kennt keine andre als menschliche Geister, er wird sich nun den Sonnen- und Mondgeist als mächtigere Menschen denken, und wenn er sie abbildet, so wird er ihnen ein menschliches Gesicht geben. Daher kam es denn auch, daß Sonne und Mond bei den Aegyptiern als Osiris und Isis abgebildet wurden, und nun als Mann und Weib vorgestellt werden. Bei einer niedern Stufe der Kultur war es allerdings möglich, daß Menschen konnten vergöttert, oder Götter unter menschlichen Gestalten verehrt werden.

Verglich man die Gottheit mit dem Menschen,

und fand unter beiden gewisse Aehnlichkeiten, so war es auch wol leicht entweder einen Menschen noch bei seinem Leben, oder doch nach seinem Tode zu vergöttern — es durfte ein Mensch nur besondere Vorzüge des Geistes haben, oder gewisse tiefe Einsichten in die geheimen Kräfte der Natur besitzen, und durch Hülfe dieser Dinge verrichten, die seine Zeitgenossen und Mitbewohner anstaunten, so war es sehr leicht in ihm etwas Göttliches zu finden, und ihn zu einem Gott zu erheben. Gesetzt, es hatte sich irgend ein großes Genie auf besondre Weise um sein Volk verdient gemacht, oder als ein herzhafter und kluger Krieger, wie Hermann unter den Deutschen, durch seine Siege seinem Volke wichtige Vortheile verschafft; nun denke man sich, daß er Zauberkenntnisse zu Hülfe nehme, etwa ein geheimes Verständniß mit den Volksgottheiten vorgebe; konnte er es dann nicht dahin bringen, daß er noch bei seinem Leben für einen Günstling und Vertrauten der Götter gehalten wurde *)? Wenn ihm nun auch bei seinem Leben noch keine Altäre errichtet wurden, so wird doch sein Grab ein Heiligthum werden, wobei man nach Sitte der alten

*) Cui viro (Scipioni Africano) divinum quiddam inesse existimabatur, adeo ut taretur etiam cum numinibus habere sermor

Eutrop. [illegible] I. cap. 11

Welt Opfermahlzeiten hält, und Spiele anstellt. Und wie wenig fehlt denn noch an der wirklichen Vergötterung. Erwacht nun unter diesen Umständen das Gefühl der Dankbarkeit bei seinen Freunden, Schülern oder Klienten; wie leicht wird man ihn dann als Gegenstand der Anbetung dem Volke empfehlen! Aus dieser Ursache kann man in den Göttergeschichten vieler Völker ihre ältesten Regenten wieder auffinden.

Man denke sich Völker, die in Horden leben, die allen rauhen Eindrücken der Witterung ausgesetzt sind, nicht gesichert vor den Anfällen reißender Thiere, und vor dem Ueberfall von Feinden, die vielleicht noch grausamer sind, als die Thiere selbst; Völker, welche kaum so viel Geschicklichkeit besitzen, sich ihren Hunger mit den Früchten der Erde oder mit dem rohen Fleische der wilden Thiere zu stillen; bei solchen Nationen lasse man vertriebene Flüchtlinge ankommen, die ihnen den besten Unterricht geben, wie man die Erde kultiviren kann; man lasse sie ihnen Waffen in die Hand geben, um sich gegen die wilden Thiere zu vertheidigen, oder sie wol gar zu tödten; jener Flüchtling lehre sie Häuser bauen, und zeige ihnen, wie sie sich vor dem auch ihnen furchtbaren Winter zu sichern haben, und Früchte auf denselben einsammeln müssen; solch einen Fremdling lasse man ankommen, und wer wird sich des Gedankens erwehren können, daß

eine wohlthätige, mitleidige Gottheit, die so lange ihren beklagenswerthen Zustand angesehn, sich jetzt ihrer erbarmt habe, und in einer menschlichen Gestalt ihnen erschienen sey? Wer verfällt hier nicht auf anbetende Dankbarkeit? So konnte also bloße Dankbarkeit in den ersten Zeiten einen Menschen auf den Thron der Gottheit setzen.

Wie sehr mußte sich Derjenige nicht verdient machen, der damals, als die Menschen noch in Höhlen und Felsen lebten, zuerst eine Stadt bauete, Sümpfe abtrocknete, und Wälder ausrottete. Wie viele Verbindlichkeit war das menschliche Geschlecht dem ersten Bebauer der Erde schuldig, der seine Mitmenschen den Ackerbau lehrte, und Viehzucht trieb; der aus einer Wüste ein Paradies, aus einem verwilderten Walde einen Lustgarten machte; der wilde Thiere vertilgte, die damals um desto nachtheiliger waren, weil die Menschen unter freiem Himmel bei ihren Heerden lebten, worin ihr größter Reichthum bestand, und weil sie, gleich den jetzigen herumstreifenden Tartarn, ein nomadisches Leben führten.

Wer war es, der Sümpfe austrocknete, und hiedurch eine Menge von Krankheiten, die aus unreinen Dünsten entstehn, von der Erde vertrieb? — Wie mußte der nicht von seinen Landesleuten gelobt werden, der seine ganze Nation in Sicherheit setzte, die Räuber vertilgte, ihr Anführer gegen die

Feinde ward, und sich als das Oberhaupt der ganzen Nation bewies; der alle andre an Stärke des Geistes und des Körpers weit übertraf; der ihnen in Gefahr kluge Rathschläge gab, und sie durch körperliche Stärke schützte! Verdiente ein solcher Mann nicht Hochachtung, die bis zur Anbetung ging? Setzte er nicht die rohe Nation in Erstaunen? Und konnte ein solches Volk nicht leicht glauben, daß dieser Mann göttlichen Ursprungs sei, und daher auch mehr als menschliche Verehrung verdiene? Welch einen kleinen Schritt hatte man nur noch bis zur Apotheose zu thun! Wie sehr verdient machte sich Derjenige, der einen Kahn erfand, um ein an Flüssen lebendes Volk? wie nöthig war es da oft, Fische zu fangen, um dadurch seine Nahrung und seinen Unterhalt sich zu verschaffen, besonders wenn auf der Insel der Ackerbau noch nicht eingeführt war; besonders aber wohlthätig für diese Nation konnte diese Erfindung auch dadurch werden, wenn nun Handelsverkehr mit andern Völkern eintrat, und auf diese Weise Aufklärung Statt fand, die sonst dieses Volk noch immer würde haben entbehren müssen. Da war es denn billig, daß das Andenken dieses Erfinders unter der Nation erhalten wurde, und leicht konnte so nach seinem Tode eine Vergötterung eintreten.

Jeder einzelne Erfinder einer für die Menschheit äußerst wichtigen Sache konnte sehr leicht, wo

nicht bei seinem Leben, doch gewiß nach seinem Tode zu der Vergötterung gelangen. Wie lobenswerth war Jener, der den Pflug erfand, und auch den Boden Früchte bringen hieß, welcher sonst unfruchtbar war. Wie glücklich der Mann, der das Feuer erfand, das soviel zur Erfindung aller Künste beigetragen hat! Mit Recht sagen daher die Alten: Prometheus habe das Feuer aus dem Himmel gestohlen; das heißt: ein kluger Mann habe das Feuer erfunden, und durch Hülfe dessen die Künste, die uns den Göttern gleich machen. — Wie sehr verdient machte sich Jener, der den Saft aus der Beere pressen lehrte, und hiedurch Krankheiten abzuwenden suchte. Wer war Aesculap wol anders, als ein solcher Erfinder? Sehr leicht hielten ihn also die Griechen für den Gott der Aerzte, weil die alte Welt Krankheiten noch für etwas Uebernatürliches hielt; man sahe sie als Wirkungen des Zorns der Gottheit an, und daher brachte man die Kranken in den Tempel. Darf man sich bei so weniger Aufklärung der Menschen, bei so wenigen Kenntnissen wundern, daß das Volk so viele Menschen vergötterte? Hatte sich ein Mann bei seinem Volke, durch eine neue Erfindung, durch den Ackerbau, oder durch Verfeinerung der Sitten berühmt gemacht; so konnte er gewiß Anspruch auf die Vergötterung machen. Man wußte einen so großen Wohlthäter nicht besser zu ehren, und sein Andenken

bei der Nachwelt zu erhalten, als wenn man ihn unter die Götter versetzte. Bestand vielleicht der größte Theil der römischen Götter aus solchen Erfindern, die sich besonders um das Volk verdient gemacht hatten? Setzte das Gerücht und die Neigung des Volks zum Wunderbaren nicht vielleicht viel zu den Thaten solcher Männer hinzu? Wurden vielleicht aus Landleuten, Kriegern, Anführer des Volks, Götter? Wahrscheinlich ist es vom Herkules, Triptolem, Ceres, Osiris. Hiezu setze man, daß alle Aufklärer und Stifter einer neuen Religion sich des Vorurtheils des Volks zu benutzen wußten, sehr gerne gaben sie, um ihren Einrichtungen mehr Ansehn zu verschaffen sich für Wesen höherer Art, für Schutzgeister der Menschen, für Götter oder Göttersöhne aus. Bisweilen machten sie sogar den Gaukler, um die Menge in Erstaunen zu setzen, und verbargen ihre menschlichen Schwachheiten durch schwere und geheime Künste.

Man vergötterte die Stifter von Stämmen, Völkern und Städten. Die Deutschen erwiesen den vornehmsten Stiftern ihrer Stämme dem Tuisco und Mannus, göttliche Ehre. Zu Carthago verehrte man die Dido als die Stifterinn der Stadt, in Peru den Manco Capac als der das ganze Volk aus den Wäldern sammelte. In Japan verehrt man bis auf diesen Tag den Tensiodai als Urheber und Anführer des ganzen Volks. In

Athen betete man den Erechtheus *) an, weil er sich für sein Vaterland aufgeopfert hatte, und die Alabander verehrten den Alabandus als den Erbauer ihrer Stadt. Eben so glaubte man auch den Gesetzgebern und Stiftern neuer Religionen und Orakel viel schuldig zu sein. So vergötterte man in Sina den Lao-Kium als den Stifter eines neuen Religionssystems, der sich selbst für einen Gott ausgab, und auch dafür erkannt wurde. In Sparta vergötterte man den Lykurg, in Griechenland den Amphioraus und Trophonius, bei den Hindus den Broman Woda als den Urheber der heiligen Bücher, in einer muhamedanischen Sekte den Ali als einen großen Propheten und Ausleger des Korans.

Hatte sich Jemand um ein Volk oder eine Familie verdient gemacht, so erwies man ihm göttliche Ehre, hieraus entstanden National- und Familien-Gottheiten, z. B. Herkules Tyrius. Die Syrakusaner verehrten den Timoleon, weil er ihre Freiheit wieder hergestellt hatte, so wie die Römer den Julius Cäsar, nach dem man ein Gestirn benannte. Zu Megapont verehrte man den Pytha-

---

*) Sed si sunt hi dii; est certe Erechtheus, cujus Athenis et delubrum vidimus et sacerdotem — Alabandenses quidem sanctius Alabandum colunt, a quo est urbs illa condita, quam quemquam nobilium deorum. Cicero de natura deor. l. 3. c. 19.

goras als Gott, und aus seinem Hause machte man einen Tempel. Die Aegyptier und Phönizier hielten Diejenigen für Götter, welche für das gemeine Leben nützliche Enfindungen gemacht, oder irgend eine Wohlthat dem menschlichen Geschlechte erwiesen hatten, für diese wurden Tempel gebauet, Statuen errichtet, und Festtage angesetzt. In dem vermeinten Sanchuniathon (Eusebii Praeparat. Evang. I. c. 9. 10.) werden aus den phönizischen Theogonien mehrere Menschen angeführt, die man um ihrer Verdienste willen vergöttert hatte.

Leicht war die Vergötterung bei allen Völkern, die noch keine hohe Geistesbildung erhalten hatten, möglich daher auch bei den Aegyptiern und Griechen, ehe diese Nation anfing, sich auszubilden, obgleich einige Geschichtforscher das Gegentheil behauptet haben. Mag also auch ein originelles Volk zuerst Sonne und Mond angebetet, und also nicht zuerst Menschen vergöttert haben, so konnte es doch diesen Himmelskörpern Geister oder Manitus zuschreiben, und wollte es diese abbilden, so wird es ihnen ein menschliches Gesicht mit einigen symbolischen Abzeichen geben. Man verehrte Berg- Fluß- oder Waldgötter, auch diese suchte man in Bildern, die den Menschen ähnlich waren, vorzustellen, und hier entsteht wieder Veranlassung zur Menschenvergötterung, und in der Folge zur Mythologie. Freilich mochte es immer schwer halten bei seinen Leb-

zeiten vergöttert zu werden, wenn man da von einem berühmten und verdienten Manne seine Geburt, seine Eltern genau kannte, man war zu genau mit ihm umgegangen, man kannte seine Schicksale, seine Handlungen, aber sind nun erst mehrere Jahre verflossen, so zieht sich dann ein gewisses Dunkel über seine Person, seine Handlungen und Schicksale, so fällt es dann um so viel leichter, ihn zum Gott zu machen. Kömmt zu dem Allen noch eine lebhafte Einbildungskraft, die Manches hinwegnimmt, und Anderes hinzusetzt, so kennt der Nachkomme den Menschen gar nicht mehr, den seine Vorfahren sehr gut kannten, und ist fähig ihn als Gottheit anzubeten; besonders wenn seine Phantasie sich diesen berühmten Mann nach den Ideen, die er von seinen Göttern hat, bildet. Nur zu leicht ist dem zum Nachdenken nicht gewöhnten Manne möglich, Dinge die mit einander eine Aehnlichkeit haben, ganz für dieselben zu halten. So leicht war es also, daß ein sich auszeichnender Mann nach seinem Tode konnte vergöttert werden, wenn er auch selbst in seinem Leben nie daran dachte, und er diese Ehre gerne würde abgelehnt haben, so entstanden doch nach seinem Tode fanatische Anhänger und Schüler mit schwärmender Bewunderung, vielleicht gewannen sie selbst durch seine Vergötterung. Waren ihm auch bei seinem Leben keine Altäre errichtet, so erbaute man sie ihm nach seinem Tode.

Man erdachte Offenbarungen und Erscheinungen: sein Grab wurde ein Heiligthum, wobei man nach Sitte der alten Welt Opfermahlzeiten hielt, und Spiele anstellte. Nicht lange konnte es währen, so sprach man auch von Erscheinungen, und nun war der Weg zur Apotheose und zur Mythologie gebahnt.

Leichter noch als bei Lebzeiten war es nach dem Tode möglich vergöttert zu werden. Dem Hephästion, dem Lieblinge Alexanders, widerfuhr nach seinem Tode göttliche Ehre in Babylonien *). Alexander schickte zu dem Orakel des Jupiter Ammon, und ließ fragen, ob es erlaubt wäre, ihn unter die Götter zu setzen. Das Orakel befahl, dem Hephästion diese Ehre zu erweisen, und ihm als einem Helden zu opfern. Diejenigen wurden bestraft, die es unterließen; mehrere Städte erbaueten

---

*) Dum haec aguntur, unus ex amicis ejus Hephaestion decedit, dotibus primo formae pueritiaeque, mox obsequiis regi perclarus: quem contra decus regium Alexander diu luxit: tumulumque ei XII. millium talentorum fecit, eumque post mortem coli, ut deum, jussit.
Justinus, lib. XII.

***) Plutarchus in Alexandro. Ευθυς νέως τε ὰνεστησαν άι πόλεις, καὶ τεμένη καθιδρύετο, καὶ βωμοι, καὶ θυσίαι, και εορται τω καινω τῦτω θεω ἐπετελῦντο, καὶ ὁ μέγιστος ὅρκος ἦν ἅπασιν, Ηφαιστιων.

ihm Altäre und Tempel. Auch Alexander ward nach seinem Tode vergöttert, und man setzte ihm zur Ehre bei seinen Tempeln eine ganze Schaar von Priestern. — Selbst römische Kaiser, die diese Ehre gar nicht verdienten, maßten sie sich an. Was hatte Heliogabalus durch die Einführung des Gottes Elengabalus anders zur Absicht, als sich selbst zu vergöttern? Diesem Gotte errichtete er einen prächtigen Tempel, und verehrte ihn mit allen möglichen Ceremonien. Ja er zog ihn dem Jupiter selbst vor; allein er verfehlte diese Absicht gänzlich. Herodian beschreibt uns sehr gut die Feierlichkeit bei einer solchen Vergötterung im vierten Buche im zweiten Kapitel. Es ist die Sitte bei den Römern ihre Kaiser zu vergöttern. Die ganze Stadt lebt in Trauer, die mit einer gewissen Festlichkeit verbunden ist. Man begräbt die Leiche des Verstorbenen sehr prächtig: macht aber ein Bild von Wachs, das dem Verstorbenen sehr ähnlich ist, und stellt dieses auf den Vorplatz der Burg, auf ein elfenbeinernes Bett, worauf man goldene Decken legt, hier liegt das Bild gleich einem Todten ganz blaß. Um dieses Paradebett sitzen den größten Theil des Tages zur Linken der ganze Senat in schwarzen Trauerkleidern, zur Rechten aber die Matronen, die einen Rang durch ihre Geburt oder durch ihre Verheirathung haben. Keine von ihnen ist mit Gold geschmückt, oder trägt Ketten, sondern

sie haben weiße Kleider, und sehen aus als Leidtragende. Diese Feierlichkeit wird sieben Tage fortgesetzt. Täglich kommen die Aerzte zum Bette, und besuchen den Kranken, und sagen: daß es immer schlimmer werde. Wenn es dann scheint, daß er gestorben ist, so nehmen die vornehmsten Jünglinge aus dem Ritterorden das Bett auf ihre Schultern, und bringen es auf den heiligen Weg nach dem alten Markt, wo die römischen Magistratspersonen ihr Amt niederzulegen pflegen. Von beiden Seiten führen Stufen zu diesem Gerüste, worauf ein Chor von Jünglingen aus dem Patricier=Orden steht, auf der andern Seite aber singt ein Chor geehrter Frauen Lieder= und Todtengesänge auf den Verstorbenen, nach einer Trauermelodie. Hierauf heben sie das Bett auf, und tragen es aus der Stadt nach dem Marsfelde, dort wird auf einer Ebene ein Scheiterhaufen errichtet, welcher ein Viereck mit gleichen Seiten ausmacht, bloß von Brettern nach Art eines Zeltes. Inwendig ist es mit trocknen Reisern angefüllt, auswendig aber mit goldenen Decken und elfenbeinernen Bildern, und bunten Gemälden. Unter diesen ersten ist ein zweites eben so gestaltet und geschmückt, mit offenen Thoren und Thüren. Das dritte und vierte ist immer kleiner bis zu dem letztern, das sehr klein ist. Man könnte die Gestalt dieses Gebäudes mit einem Leuchtthurme vergleichen, der am Hafen steht,

und worauf des Nachts Feuer brennet, damit die Schiffe des Nachts sicher fahren. Wenn man nun das Bett in das zweite Stockwerk gesetzt hat, so macht man allerlei Art von Rauchwerk an, man sucht Früchte und Kräuter und allerlei wohlriechende Wasser, und gießt diese im reichlichen Maaße aus. Und es ist kein Volk und kein irgend berühmter Ort, der nicht diese letzte Ehre seinen Fürsten erwiese. Nachdem endlich ein großer Haufe von Specereien ist zusammengebracht worden, und der ganze Ort voll ist, so geschieht alsdann ein feierliches Wettrennen um das Gerüst in Pyrrichischen Reihen. Ebenfalls werden die Wagen herumgefahren, deren Führer Purpur tragen, und darin die Ahnen der römischen Feldherren und Könige fahren. Wenn dieses geendigt, so nimmt der Nachfolger in der Regierung eine Fackel und zündet den Scheiterhaufen an. Die andern aber legen allenthalben Feuer an, und so wird denn alles plötzlich vom Feuer ergriffen. Bald aber wird aus dem obersten Stockwerke ein Adler zugleich ausgelassen, der die Seele des Kaisers zum Himmel bringen soll, und sodann wird er mit den übrigen Göttern zugleich verehrt.

Die Etrusker hatten eigne Bücher libros Acheronticos, worin die Formeln standen, um Menschen zu Götter zu machen, und sie über alle Gesetze der Sterblichen zu erheben. Wenn man

Menschen nach ihrem Tode vergötterte, so änderte man häufig ihre Namen, um dadurch das Andenken an ihre Sterblichkeit, und ihre Fehler auszulöschen; Romulus bekam den Namen Quirinus, und die Juno ist unter dem Namen Leucothea bekannt.

Bisweilen ertheilten die Kaiser diese göttliche Ehre Leuten, welche ihrer ganz unwerth waren. So vergötterte der Kaiser Hadrian den Antinous, den er zu allen möglichen Arten von Wollüsten brauchte, wie Jupiter den Ganymed. Antinous war bei einer Fahrt auf dem Nil ertrunken, der Kaiser beklagte ihn mit aller Zärtlichkeit und Schwäche eines über den Tod ihres Gatten klagenden Weibes. Er gab sogar einer neuerbauten Stadt in Aegypten den Namen Antinopolis. Um seinen Kummer etwas zu lindern, verlangte er von den Griechen, ihn unter die Götter zu setzen, (Spartianus in vita ejus, cap. 14.) worein sie auch willigten: so daß in kurzer Zeit alle morgenländische Provinzen mit Bildsäulen, Tempeln und Kapellen für diese Gottheit angefüllet waren. Zu Mantinea in Arkadien wurde ihm von Adrian ein prächtiger Tempel aufgeführt, feierliche Lustspiele angestellt und Priester verordnet, um Opfer zu bringen. Man sagte sogar, daß er Orakel gebe, und als die Sternseher einen neuen Stern entdeckten, so gaben sie vor, es sei der Antinous.

Mehreren römischen Kaisern, z. B. dem Antoninus und Pertinax, widerfuhr nach ihrem Tode die Apotheose, sogar die Livia, die Gemahlinn des August, ward vom Claudius vergöttert. Die Faustina, die Gemahlinn des Antonini Caligula, befahl, seine Schwester die Drusilla in allen Städten göttlich zu verehren, und Livius Geminius schwur: er habe sie zum Himmel steigen und mit den Göttern umgehn gesehen; für diesen Eid erhielt er tausend Sestertien. Die Aegyptier und Phönizier hielten Diejenigen für Götter, welche für das gemeine Leben nützliche Erfindungen gemacht oder irgend eine Wohlthat dem menschlichen Geschlechte erwiesen hatten; für diese wurden Tempel gebauet, Statüen errichtet und Festtage angesetzt.

Sollte es aber nicht möglich sein, daß selbst originelle Völker, daß heißt solche, die ohne Beihülfe einer frühern oder mehr aufgeklärten Nation zu einem höhern Grade der Geselligkeit sich emporhoben, deren Religion auf ihrem eignen Grunde und Boden entstand, Menschenvergötterung unter sich können eingeführt haben, oder daß sie können Apotheosen gehabt haben, und daß es allerdings bei ihnen vergötterte Menschen gegeben hat. Die Einwohner von der Halbinsel Kamtschatka standen auf einem sehr niedrigen Grade der Kultur, und hatten, aller Wahrscheinlichkeit nach, von Fremden noch keine verfeinerte Religionsbegriffe erhalten, als die

Russen zuerst zu ihnen kamen. Doch war ihr Gott Kutka ein bloß menschliches Wesen, nicht gesitteter, als sie, denn er prügelte dann und wann sein Weib; auch nicht viel klüger, denn er ließ sich, nach ihrer Fabellehre, von den Mäusen betrügen; — aber stärker und mächtiger als ein Kamtschadale. Da dieser Gott weibliches Geschlechts war, und Söhne und Töchter hatte, so mußte auch seine Geschichte zu Mythologien Anlaß geben.

Sollten nicht aus der Geschichte mehrere Beispiele von andern Völkern sich beibringen lassen, unter denen Menschenvergötterung Statt fand, ob sie gleich durch kein andres Volk ihre Bildung erhalten haben. Ließe sich nicht der Fall denken, daß man Sonne und Mond angebetet hätte, und darunter einen verständigen Geist verehrt, der die Himmelskörper so bewohnt und regiert, wie die Seele ihren Körper regiert? Der Wilde kennt keine andre Geister als menschliche Geister — auch in die Sonne und den Mond setzt er Geister, die er nun auch abzubilden wünscht. — Leicht sieht er die Flecken in der Sonne und dem Monde für ein Menschengesicht an, und macht sich davon eine neue Abbildung: dies finden wir bei einem originellen Volke den Aegyptiern, hier gab es einen Osiris und Isis, und darin fand man nachher die ältesten Volksregenten wieder — so entstand also bei ihnen Menschenvergötterung.

Hielt es auch schwer, daß ein Mensch bei seinen Lebzeiten vergöttert wurde, weil man seine Person, seine Thaten, seine Schicksale zu genau kannte, so umschwebte doch ein heiliges Dunkel sein Bild nach seinem Tode. Mag es immerhin sein, daß der Wilde keinen Begriff von Wunder hat, und also auch in einem großen außerordentliche Dinge bewirkenden Manne keinen Wunderthäter findet, so reihet sich doch seine Vorstellung von einem mächtigern Manne sehr leicht an seinen Begriff von seinem Gotte, den er sich auch als mächtig denkt, und so schwebt das Andenken an diesen Mächtigen der Erde sehr leicht hinüber zu dem Begriff von Gott, oder mit andern Worten, es entsteht Menschenvergötterung.

Diese Menschenvergötterung wurde dadurch noch mehr begünstigt und befördert, wenn man annimmt, daß die Priester dies ihrem Interesse gemäß fanden. Der schlaue Priesterorden in Aegypten wußte die Meinung des Volks sehr nach seinem Interesse zu stimmen, gerne gab er einen Umgang mit den Göttern vor, und modificirte die Gottheiten nach dem Bilde eines Bacchus und einer Ceres; ihm war es angenehm die alten Regenten von Aegypten in die Sonne und den Mond versetzen zu können, und auf solche Weise fand auch Menschenvergötterung bei den Aegyptiern Statt. Wie gerne glaubt nicht der Wilde, daß das göttliche Wesen seinem Priester

erscheine, wie ihm selbst zuweilen ein verstorbener Freund im Traum erschien, oder daß sein Priester in persönlichem Gespräche den Willen der Gottheit erfahre, so wie er selbst durch mündliche Aussprüche sich die Zukunft enthüllen ließ. Die ältesten Götter waren fast bei allen Völkern Menschen gewesen, und die ältesten Sagen von den Göttergeschichten sehen den Erzählungen von Regenten sehr ähnlich. Gewöhnlich waren Diejenigen, die sich zuerst der Regierung bemächtigten, Ausländer, die das einheimische Volk übertrafen, mehr Geist, Herz und Muth hatten, sich an die Spitze einer Nation stellten, ihre Anführer und Gesetzgeber wurden, und dann nach ihrem Tode göttliche Anbetung genossen. Aber auch Einheimischen konnte diese Ehre widerfahren; denn verehrte nicht dankbar Griechenland seinen Castor und Pollux? wurde nicht Herkules nach seinem Tode unter die Götter versetzt, und widerfuhr nicht ein Aehnliches dem Romulus? war nicht der größte Theil der griechischen Heroen geborne Griechen? Zwar rechneten die Griechen ihre Heroen nie unter ihre großen Götter, und sie machten eine niedrigere Klasse von Göttern aus, allein dies ist auch immer der Fall, wenn von vergötterten Menschen die Rede ist. Redet Moses vielleicht auch deswegen so wenig von einem Leben nach dem Tode, um aller Veranlassung zu einer Menschenvergötterung vorzubeugen. Er opferte also die Lehre von der Unsterblichkeit der

Seele dem großen Grundgesetze des Staats, worin die Lehre von der Einheit Gottes sollte ausgebreitet und erhalten werden, sehr weise auf. Er sollte und wollte nicht vergöttert werden; daher richtete es die Gottheit so ein, daß Niemand sein Grab finden konnte. Hätte man von diesem außerordentlichen Manne ein Grabmahl gefunden, so wäre dieses vielleicht hinreichender Stoff zur Abgötterei und Vergötterung gewesen.

Eine ähnliche Art von Menschenvergötterung fand sich auch bei den Christen im Mittelalter, sie begingen die Gedächtnißfeste der Heiligen, und feierten ihren Todestag. Im Jahre 271 beging man schon das Gedächtnißfest des heiligen Polykarpus. Man besuchte die Gräber, brachte vorzüglich zu den Zeiten Constantins die Gebeine der Märtyrer, die an unbekannten Orten lagen, in die Tempel an berühmte Orte, und grub sie vorzüglich unter die Altäre ein. Je weniger Künste und Wissenschaften blühten, desto mehr stieg die Ehrerbietung gegen die Gebeine der Heiligen. Man stellte zu ihnen Wallfahrten an, versprach sich von ihnen besondere Kräfte, flehte sie um ihren Beistand an, und erkaufte sie um vieles Geld. Ja man feierte ganz nach heidnischer Art Todtenmähler mit Saufen und Fressen, und ahmte darin den Römern nach *).

---

*) Theodoretus l. 8. de Martyribus.

Mehrere Patres eiferten gegen die zu große Hochschätzung der Reliquien, besonders gegen das Verkaufen derselben. So hoch achtete man selbst die kleinsten Ueberreste der Heiligen. — — — So lehrt also selbst nur ein flüchtiger Blick in die Geschichte, daß Menschen nach ihrem Tode vergöttert sind; allein wer sollte es wohl erwarten, daß sogar lebende Menschen als Götter sind verehrt worden, und zwar entweder deswegen, weil man sie für Abkömmlinge der Götter ansah, oder sie doch von einer höhern Natur und mit höhern Kräften begabt hielt, als andere Menschen. Als die Spanier Amerika entdeckten und eroberten, so hielten anfänglich diese unwissenden Amerikaner erstere für rächende Gottheiten, die gekommen wären, um in die Ferne Tod und Verderben auszubreiten. Das Brüllen der Kanonen hieltten sie für Donner, unter dem diese Götter gekommen wären, und der zu ihren Diensten stände. Die Spanier waren in gewisser Hinsicht böse Götter, die um sich nichts als Furcht und Schrecken verbreiteten, und denen diese unglücklichen Bewohner sich lange nicht zu widersetzen wagten, bis endlich ein Ungefähr sie lehrte, daß auch diese Götter eben so stolz wären, als sie. Die alten Peruaner hielten ihre Yncas für Söhne der Sonne, und die alten Perser ihre Könige für Brüder der Sonne und des Mondes.

Hierher scheint mir auch die ganze Lehre von den Genien und Heroen der Griechen zu gehören. Nach den Vorstellungen der Alten scheinen diese Genii eine Art Mittelgeister zu sein, die sie zwischen ihre großen Götter und die Menschen setzten. Beinahe Das, was man späterhin Engel nannte; Wesen, die sich dem Menschen mittheilen, ihn beschützen, die Gefahr von ihm abwenden konnten. Unter Heroen aber verstand man solche, die entweder halb Götter oder halb Menschen waren. Nach der Vorstellung, daß Götter sich könnten mit Menschen vermischen, woraus denn diese Heroen entstanden wären, folglich Abkömmlinge der Götter; oder man verstand darunter auch solche Menschen, die nach ihrem Tode waren vergöttert worden. Bekannt sind die Heroen unter den Griechen, die in den ältesten Zeiten der griechischen Geschichte zu suchen sind, sie hielten sie für Abkömmlinge der Götter, die sich selbst durch Mordthaten und andre Laster den Untergang bereiteten. Solche Heroen wurden nun bei dem ersten Aufblühen des griechischen Staats dort allgemein verehrt.

In Tibet, wo die Lamaische Religion herrscht, sind ihre Götter die Burchanen, sterbliche Menschen, entweder heilige Personen, oder schlaue Betrüger, die zum zweitenmahl auf Erden zu erscheinen vorgaben. In Tibet herrscht Gott als das Haupt dieser Religion in einer menschlichen Gestalt selbst,

so, daß man von den Einwohnern in Tibet sagen kann, daß sie nach ihrem eignen Glauben unter einer wirklichen Theokratie stehen. — In seinem eignen Lande heißt er Lama-Konju (oder Konchok) d. i. der ewige Vater; er wird auch Dalai-Lama oder der große Lama, d. i. der Hohepriester, der Papst oder das Oberhaupt der Religion genannt. Der Dalai-Lama entstand auf diese Weise, daß einer seiner Vorfahren sich sehr wegen seiner Tugenden auszeichnete, und man ihn nun zum Oberhaupt aller Lamas erklärte. Dieser lebendige Gott ist unsterblich, denn wenn es scheint, als ob er gleich andern Menschen stürbe, so ist doch dieses nach ihrer Meinung nichts anders als eine Vertauschung eines schlechten Körpers gegen einen neuen. Dalai-Lama hält sich gewöhnlich in zwei Klöstern auf, welche nicht weit von Chaßa (der Hauptstadt von Tibet) in der Provinz U am Flusse Buranputer liegen. Seine Wohnung ist wie ein Tempel gebauet, und niemals darf eine Frauensperson in den Ringmauern dieser Klöster übernachten, sondern muß, wenn sie angebetet und den Segen empfangen hat, sich sogleich wegbegeben. Regis spricht nur vom Dalai-Lama, und zwar führt er Folgendes an: Seit dem Kriege, welchen die Tibetaner mit den tatarischen Eluths geführt haben, kann man nichts Gewisses über ihre gegenwärtige Regierungsform sagen. Vor diesen Unru-

hen war der große Lama Meister über ganz Tibet, weil er aber mit den Angelegenheiten dieser Welt nichts zu thun haben wollte, so wählte er einen Mann aus dem Lande, welchem er den Namen Tipa gab. Dieser trägt eine Lamakleidung, ohne jedoch den Verbindlichkeiten dieses Standes unterworfen zu sein. Der große Lama residirt nicht in der Stadt Lassa selbst, aber ganz nahe bei derselbigen, in der schönsten von den Pagoden, welche in großer Anzahl auf dem Berge Pontalo sind. Er sitzt auf einer Art von Altar, auf einem prächtigen Kissen mit übereinandergeschlagenen Beinen. So empfängt er die Verehrung oder vielmehr die Anbetung nicht nur von Leuten aus dem Lande, sondern auch von einer erstaunlichen Menge von Fremden, welche lange und beschwerliche Reisen unternehmen, um ihm knieend zu huldigen, und seinen Segen zu empfangen. Nach den Tibetanern bezeigen die Tataren dem großen Lama am meisten Ehrerbietung, sie begeben sich aus den entferntesten Gegenden zu ihm: die Fürsten unterwerfen sich mit denselben demüthigen Ceremonien vor dem Lama, wie das Volk, und der Lama beweist ihm nicht mehr Respekt als andern. Sie sind überzeugt, daß Foe in ihm lebt, daß er Alles weiß, Alles sieht, daß er in dem Innersten des Herzens liest, daß er deswegen nicht zu fragen, noch Erkundigungen einzuziehen braucht, daß, wenn es zuweilen geschieht,

es bloß zur Formalität geschieht, um den Ungläubigen und Uebelgesinnten keine Veranlassung zu geben zu klagen, daß er unsterblich ist, und daß, wenn er zu sterben scheint, er nur seine Wohnung verändert, und in einem ganz neuen Körper wiedergeboren wird, daß es alsdann nur darauf ankömmt, ausfindig zu machen, wo es ihm gefallen hat, wieder aufs neue geboren zu werden, und daß er alsdann nicht verfehlt, sich erkennen zu geben. Welches Glück für das Land, wenn er entdeckt ist! Man muß sich dabei immer auf gewisse Lamas verlassen, die die Zeichen wissen. Der Dalai-Lama ist der große Gegenstand der Anbetung für die mannichfaltigen Stämme heidnischer Tataren, welche in dem ungeheuren Gebiete, das sich von den Ufern der Wolga bis Corea an der japanischen See ausdehnt, umherschweifen — vielleicht die ausgebreitetste religiöse Herrschaft auf der Erde. Er ist nicht nur der souveraine Bischof, der Stellvertreter der Gottheit auf der Erde, sondern da der Aberglaube desto stärker ist, je weiter er von seinem Gegenstande entfernt ist, so betrachten ihn die entferntesten Tataren als die Gottheit selbst. Jedes Jahr kommen sie aus verschiedenen Gegenden, um ihn anzubeten, und ihm reiche Opfer darzubringen; selbst der Kaiser von China, welcher ein Mantchou Tatar ist, erkennt ihn in seiner religiösen Qualität, und unterhält jetzt mit großen Unkosten, im Palast von Peking, einen Unterlama,

welcher als ein Nuntius von Tibet abgesandt ist. Falsch ist es, daß von dem Unrathe des Dalai-Lama Kügelchen gemacht, ausgetheilt, in goldnen Büchsen verwahrt, und selbst mit den Speisen vermischt werden. Wahr aber ist es, daß der Lama zuweilen Kügelchen von geweihtem Mehlteige austheilt, womit die Tataren nachher viel Aberglauben treiben. Die orthodoxe Meinung ist, daß, wenn der große Lama aus Alter oder Schwachheit zu sterben scheint, seine Seele bloß eine gebrechliche Wohnung verläßt, um sich nach einer andern stärkern oder bessern umzusehen, und daß sie alsdann durch gewisse Kennzeichen, welche den Priestern allein bekannt sind, wieder in dem Körper eines Kindes entdeckt wird. Der gegenwärtige Dalai-Lama (1777) ist ein Kind, und wurde vor einigen Jahren von dem Teshoo-Lama entdeckt, welcher an Ansehen und Heiligkeit ihm der Nächste ist, und daher während der Minderjährigkeit des andern als der erste Lama handelt.

Seine Menschwerdung findet man an den Wänden der Tempel und der Mausoleen dargestellt. Bei Soomeoo stellen sich die Tibetaner einen hohen Berg vor, den Niemand gesehen hat, welcher ihrer Meinung nach der erhabene Wohnsitz des Höchsten ihrer Götter ist, und um welchen sich die Sonne sammt allen Planeten, welche gleichfalls Wohnsitze von Göttern sind, bewegen soll.

Von dem Dalai-Lama glaubt man, daß zwei verschiedene Seelen, eine göttliche und eine menschliche, in ihm wohne, welche jeder Nachfolger von seinem Vorgänger erbt. Der Dalai-Lama ist nicht bloß der oberste Priester und Viceregent der Gottheit auf Erden, sondern er wird von den entferntesten tatarischen Nationen sogar als Gottheit selbst angebetet. Sie halten ihn für unsterblich, und strömen aus allen Theilen des Reichs nach seiner Residenz hin, um ihn anzubeten, und ihm Opfer zu bringen. —

Von den Lamas *) hegt man die Meinung in der Mongolei, in Sina und Tibet, daß aus ihren Tritten Blumen, Quellen und andre Segnungen entstehen, und daß sie unumschränkt herrschen können. Am Hofe des Dairi sollen sich jährlich alle Götter versammeln, um ihm ihre Ergebenheit zu bezeigen; Alles, was er gebraucht hat, ist heilig, sogar die Scherben seines Nachttopfs werden als Reliquien aufbewahrt. — — Der Fechter Euthymus, der immer in den olympischen Spielen gesiegt hatte, und niemals überwunden war, wurde noch bei Lebzeiten auf Befehl des delphischen Orakels vergöttert, und ihm wurden Opfer gebracht.

---

*) Hülmanns historisch kritischer Versuch über die Lamaische Religion. 1796.

Auch glaubte man, daß Götter in den Menschen wohnten; die Drusen auf dem Libanon sind überzeugt, daß Gott in der Person des Chalifen Hackem tausend Jahr nach Christi Geburt auf Erden erschienen sei. Dieser sei zwar von einem Widder zerrissen und ins Meer geführt, aber nicht wirklich gestorben, sondern nur entschlafen, und werde daher einst wiederkommen und die Gläubigen beglücken.

Hackem legte sich wirklich göttliche Verehrung bei und befahl dem Volke, wenn der Redner vom Rednerstuhle seiner erwähnte, aufzustehen, und sich in gleiche Reihen zu stellen, und seinem Namen Ehrfurcht und Hochachtung zu bezeigen; sogar Kinder auf der Straße von Cairo, und Andre fielen vor ihm nieder. Hackem ließ Alle, die ihn für einen Gott hielten, in ein besonderes Verzeichniß eintragen, und zählte noch bei seinen Lebzeiten 16,000 solcher Gläubigen. Viele gemeine Leute, wenn sie ihn sahen, riefen aus: O du Einziger! o du Einziger! der du lebendig machst und tödtest! die heiligen Einsiedler bekamen am häufigsten das

---

*) Worbs Geschichte und Beschreibung des Landes der Drusen in Syrien. Görlitz 1799. Hollandes 1788. Essai sur l'histoire de Sabeisme par M. le B. de Bock.

Bild des Gottes Hackem zu sehen, das in der Kapelle in einer Kiste verwahrt wird.

Wilde und Barbaren beteten Fremdlinge an, die sich an ihrer Küste niederließen. So verehrten die Amerikaner den Cortes, und die Südinsulaner den Cook, und hielten die Europäer für Götter des Meers. Selbst den Apostel Paulus wollte man zu Lystra als einen Halbgott verehren. Manche erwiesen dem August schon bei seinen Lebzeiten göttliche Verehrung. Caligula ließ sich noch bei seinem Leben vergöttern, und als den Jupiter Latialis verehren; er ließ nämlich von der Statüe des olympischen Jupiter den Kopf abschlagen, und seinen Kopf darauf setzen. Er erbaute sich selbst als einer Gottheit einen Tempel, und setzte Priester und Opfer ein, in dem Tempel stand sein Bild von Gold in Lebensgröße. Gewöhnlich aber währten dergleichen Vergötterungen nicht lange, denn kaum war der Monarch gestorben, so entfernte sich der Haufe der Schmeichler, und nun lästerte man oft Denjenigen, den man einige Tage vorher als Gott verehrte. Nur allein edle und große Handlungen erwarben den Namen der Unsterblichkeit, nicht aber künftige Apotheosen, die man durch Geld sich verschaffen kann, oder die besoldete Schmeichler zu erweisen pflegen.

---

## Sechstes Kapitel.

### Von der Vorsehung.

Deorum providentia mundus administratur, iidemque consulunt rebus humanis, nec solum universis, verum etiam singulis.

Cicero de divinatione.

Sobald man annahm, daß die Welt nicht von ungefähr entstanden sei, sondern daß ein höheres Wesen sie hervorgebracht habe, (denn es mußte doch wol eine letzte Ursache der Dinge geben) so konnte man dieses hohe Wesen unmöglich von der Regierung der Welt ausschließen. Es mochte wol lange Zeit darauf hingehen, ehe der sinnliche Mensch auf den Gedanken fiel, ob dieses große Ganze von einem Einzigen regiert würde, ob es gewisse ewige Gesetze der Natur gebe, die dies Alles bestimmten,

ob eine gewisse Anordnung sei, aus welcher nachher gewisse Folgen flossen, so wie eine künstliche Maschine, die von einem großen Baumeister erst ist eingerichtet worden, alsdann von selbst sich bewegt. Lange genoß der Mensch die Früchte der Erde, er sah die verschiedenen Veränderungen an der Sonne und dem Monde, sah ihren Auf- und Untergang, beachtete den Einfluß der verschiedenen Witterung auf die Früchte des Feldes, sah es Tag und Nacht werden, ohne im mindesten Betrachtungen anzustellen, woher dieses entstände, ob es von ungefähr käme, ob Einer da sei, der dies Alles so anordnete.

Späterhin hatten die Menschen sich in Familien versammelt; es gab ein Familienoberhaupt, das die Geschäfte im Ganzen leitete, sie bestimmte und einrichtete, hiervon machte er nun einen Schluß auf die großen Anordnungen in der Welt, der große Geist soll diese bestimmen, dieser, der die Welt erschaffen hat, muß Einfluß auf die Welt, auf den Wachsthum der Thiere und Bäume haben — dies nannte man nachher Vorsehung oder Regierung der Welt. Selbst der rohe Mensch sah ein, daß die Welt sich nicht selbst regieren könnte, sondern von einem mächtigen Wesen abhängen müsse. Es müsse wohl gewisse allgemeine Gesetze geben, wonach die Welt regiert würde, die aber auch nach Gefallen der Gottheit bisweilen könnten

abgeändert werden — ob nun aber eine Gottheit das Ganze regiere, oder ob es nicht viele Götter gebe, da ein jeder nach seiner Laune regierte, dies war eine andere Frage. Von den Naturgesetzen, nach welchen die ganze Welt regiert wird, wußten sie nichts. Anaxagoras, der die Mondfinsterniß aus natürlichen Ursachen erklären wollte, ward deswegen ins Gefängniß geworfen, weil er die Kräfte der Götter einschränken wollte, und auf vieles Bitten des Perikles ward er endlich aus dem Gefängnisse entlassen. Bei weiterer Aufklärung der Nation entstanden erst deutlichere Begriffe von der Vorsehung, die bald von Einigen vertheidigt, bald von Andern geleugnet ward. Die ältesten griechischen Philosophen nahmen eine Weltseele an, die durch Alles verbreitet sei, bei ihnen fiel also die Vorsehung weg. Pythagoras lehrte: daß die Vorsehung für den Menschen sorge, und daß das Schicksal sowol Alles, als jedes Ding insbesondere, regiere. Alles unter dem Monde wird durch vier Ursachen, durch Gott, das Schicksal, unsre Weisheit, und durchs Glück oder den Zufall regiert. Weil aber die Seele des Menschen ein abgerissener Theil der Gottheit oder des Aethers ist: so muß man annehmen, daß gewisse Dinge in der Gewalt und Klugheit des Menschen stehen, und durchs Glück regiert werden; andre Dinge aber, die zur Glückseligkeit des Menschen gehören, durch die Vor-

sehung oder das Schicksal gelenkt werden. So ist z. B. zu Schiffe zu gehen oder nicht, in unsrer Gewalt, aber daß bei heiterm Himmel Sturm und Ungewitter plötzlich entstehe, hängt vom Glücke ab; daß ein Schiff, das beinahe untergegangen, wieder Hoffnung erhalten wird, dies ist ein Werk der Vorsehung oder des Schicksals. Aus diesem Systeme entlehnte Plato vieles, etwas Aristoteles, etwas Zeno, die es aber nach ihrem Gutdünken verbesserten. Bei ihnen war mehr physische als moralische Freiheit.

Sokrates unterscheidet sich von allen Philosophen dadurch, daß er eine höchste Gottheit lehrte, die die Welt und Alles, was darinnen ist, regiert. Er erneuerte die nicht genug bekannten Grundsätze des Anaxagoras, der schon gesagt hatte: daß Gott die Welt regiere. Kann das körperliche Auge schon so weit sehen, sieht die Seele noch weiter; wie weit wird denn nicht die Vorsehung sehen können, da Gott mit einem Blick Alles überschauet. Er suchte seine Schüler dadurch, daß er sie auf die weise Einrichtung der Dinge in der Welt aufmerksam machte, aufs lebhafteste von der Vorsehung zu überzeugen. Hast du wol, sagte er zum Euthydemus, darüber nachgedacht, wie sorgfältig die Götter Alles bereiten, das die Menschen bedürfen? Sie geben uns Licht, was wir bedürfen; wäre dies nicht, so wären wir blind, und unsre Augen würden uns

nichts helfen. Da wir Ruhe bedürfen, so geben sie uns die Nacht, als die beste Zeit zur Ruhe. Die Sonne als ein hellleuchtender Körper bestimmt die Stunden des Tages. Da die Nacht dunkel ist, so wird sie durch die Sterne und den Mond erleuchtet. Nahrung geben uns die Götter aus der Erde und erfreuen uns hiedurch; auch Wasser geben sie uns, wodurch die Erde fruchtbar wird, und für uns Nahrung zum Nutzen und Vergnügen hervorbringt; und je mehr wir bedürfen, desto mehr giebt sie uns. Die Sonne, wenn sie sich im Winter wendet, kömmt uns immer näher, und macht die Früchte reif. Käme sie uns zu nahe, so würden wir verbrennen, entfernte sie sich zu weit, so würden wir erfrieren: sie kehrt gerade an der Stelle des Himmels um, wo es uns am zuträglichsten ist. Auch würden wir die Hitze und die Kälte nicht ertragen können, wenn sie es plötzlich thäte. Auch die Thiere werden um der Menschen willen erzeugt und ernährt. Wie nützlich sind diese nicht für die Menschen? Und die Menschen haben so verschiedene Sinne bekommen, um Alles genießen zu können. Du brauchst also nicht so lange zu warten, bis du die Gestalten der Götter selbst siehst, sondern ihre Werke sind dir hinreichend, um sie zu verehren und anzubeten. Auf diese Weise suchte Sokrates den Euthydemus zu überführen, daß Gott für die Menschen sorge, und Euthydemus

wurde völlig davon überzeugt. (Xenophon Memorab. Socratis lib. IV. c. 3.) Plato sagte: die Gottheit regiert noch jetzt die Welt, die sie durch ihre Macht hervorgebracht hat. Eine Gottheit ohne Vorsehung ist ein Widerspruch; es wäre eben das, als zu glauben, daß ein Hirte seine Heerde dem Ungefähr überlassen wollte. Die Gottheit sieht daher nicht allein alle Begebenheiten, sondern sie leitet und regiert sie auch. Keiner kann diesem allsehenden Auge der Vorsehung entgehen, ihr Blick dringt tief, selbst in die entlegensten Oerter der Erde. Die Vorsehung wacht nicht allein über große, sondern auch über kleine Dinge; sowie in einem Staate nicht wol große Dinge regiert werden können, wenn die kleinern versäumt werden, sie leitet Alles zum Besten des Ganzen. Die Gottheit belohnt nach Verdienst, so daß die Gottlosen, die wegen ihrer Ungerechtigkeit hier nicht gebüßt haben, dereinst leiden würden, weil ihre Seelen unsterblich wären. Selbst das Unglück, die Armuth, die Krankheiten, die dem guten Mann begegnen, müssen ihm doch zu einigem Guten, entweder im Leben oder im Tode, dienen. Warum sollte die Vorsehung, die Alles hervorgebracht hat, es auch nicht eben so leicht regieren können? Wir Menschen sind zu kurzsichtig, um die Rathschlüsse der Gottheit einzusehen. Wir nennen, was Vorsehung ist, bald Nothwendigkeit, bald Zufall, bald Glück. Nothwendigkeit nennen

wir diejenigen Begebenheiten, die wir nicht überwinden können; Glück Dasjenige, was uns unerwartet begegnet; das Wort Zufall aber gebrauchen wir bei denjenigen Dingen, deren Ursachen wir nicht erklären können.

Die Stoiker lehrten, daß Gott Alles ohne Mühe machen könne, und daß, sowie die Gedanken der Menschen ohne Mühe durch die Kraft und den Willen der Seele bewegt würden, so würden auch alle Dinge durch die Kraft der Götter geschaffen, bewegt und verändert. Cicero de natura Deorum l. III. 92. 93.

Sie suchten diese Lehre dadurch zu beweisen, daß alle Thiere mit Waffen, um sich gegen ihre Feinde zu beschützen, ausgerüstet wären, imgleichen, daß die Thiere und Pflanzen so geschaffen und so fruchtbar wären, daß ihr Geschlecht nicht vergehen könne. Seneka trägt am besten die Lehre der Stoiker von der Vorsehung in seinem bekannten Buche von der Vorsehung vor. Er bewies aus dem ordentlichen und festgesetzten Gange der himmlischen Körper, daß eine Vorsehung sein müsse, welche die Welt erhielte, und diese Lehre hatten die stoischen Weisen von ihrem Vorgänger dem Zeno angenommen. Nach Cicero's Bemerkung sagte er: es gibt eine wirkende Ursache, die für Alles sorgt, welche alle freiwillige Bewegung und Begierden hätte und mit selbiger übereinstimmend handelte,

so wie wir von der Seele und den Sinnen bewegt werden. Hiedurch widersprach er gradezu der Lehre des Epikurs, der Alles von ungefähr entstehen ließ, und das Atomensystem des Leucipps und Demokrits annahm, er befreiete Gott von der Sorge, die Welt zu regieren. Die Natur, welche die Stoiker Vorsehung nannten, war seiner Meinung nach vorzüglich mit diesen drei Dingen beschäftigt. Erstlich daß die Welt geschickt sein könnte, auszudauern; zweitens, daß es ihr an nichts mangele, und drittens, daß auf ihr eine vollkommne Schönheit sein sollte. Cicero scheint dieser Meinung des Zeno ganz seinen Beifall zu geben. Er lehrte: daß die Götter Reiche emporkommen, diese sich vergrößern und endlich erhalten ließen. Wer ist so unsinnig, sagt er, welcher entweder, wenn er gen Himmel siehet, nicht glauben sollte, daß Götter sind, und meinen sollte, daß die Dinge durch einen Zufall sich zutragen, welches mit so vieler Weisheit geschieht, daß man kaum mit einiger Kunst und Ordnung und Abwechselung der Dinge nachspüren kann, der, wenn er meint, daß Götter sind, nicht zugleich annehmen sollte, daß diese großen Reiche durch ihre Kraft entstanden, erweitert und erhalten sein. Epiktet redet sehr vortrefflich von der Vorsehung, die Alles umfasse, alle Dinge gerecht regiere, die Angelegenheiten der Menschen nicht versäume, und mache, daß einem tugendhaften Manne kein Unglück be=

gegne, er möge leben oder sterben. Spätere Stoiker glaubten, daß Alles nach bestimmten Gesetzen geschehe, und auf diese Art wurden sie in der Lehre von der Vorsehung Fatalisten. Dieses wirksame Principium nennen sie auch Natur. Seneka sagt: was ist die Natur anders als Gott? und die göttliche Vernunft ist in der ganzen Welt vertheilt. Dieses Principium ist nicht außerhalb der Welt, sondern in der Welt eingeschlossen.

Spiritus unus
Per cunctas habitat partes atque irrigat orbem
Omnia pervolutans corpusque animale figurat.

Die Nachfolger des Sokrates sagten: die Welt sei ein beseeltes und empfindbares Wesen, κοσμος ϛσια εμψυχος και αισθητικη.

Die Materie ist für sich todt, wenn sie nicht von der göttlichen Seele belebt wird; auf diese Art ist also auch Gott wirkende Ursache von Allem, was in der Welt geschieht. Der stoische Gott ist nicht so frei, als der Gott des Plato und Anaxagoras, sondern er muß mit der Materie handeln; hieraus entstand also eine gewisse Nothwendigkeit. Die Gottheit drückte die Eigenschaften, die sie hatte, in der Welt ab, und auf diese Art entstand die Welt; in diesem Sinne kann man sagen, daß Gott der Schöpfer der Welt sei!

Die Freiheit Gottes selbst ward also durch das Fatum eingeschränkt: er kann nicht anders

handeln, als es das ewige Band der Dinge mit sich bringt, durch äußerliche Umstände wird immittelst die Gottheit nicht gezwungen, zu handeln, weil sie selbst das Ganze erfüllt, bloß ihre Natur selbst zwingt sie.

Pythagoras stimmte sehr mit der stoischen Lehre von der Vorsehung überein, weil Alles, sagt er, durch das Gesetz der Emanation entstanden, d. h. Alles Ausflüsse der Gottheit sind, und das höchste Wesen der leblosen und vernünftigen Materie nicht nur ihr Dasein gegeben, sondern sich ihr auch mittheilt: so gibt es ein gewisses Fatum, das man Vorsehung nennt. Weil nun der Mensch ein Theil der Gottheit ist, so kann man ihm daher nicht alle Herrschaft über die Welt absprechen. Alles hier auf der Welt wird von Gott, den Menschen, vom Schicksal und Glücke regiert.

Sieht man sich um, was andre Völker des Alterthums von der Vorsehung gelehrt haben, so stößt man auch auf die Hebräer, da sie erkannten, daß Gott allmächtig, allwissend, weise und gütig sei, so mußten sie auch eine göttliche Vorsehung anerkennen, die die Schicksale der Welt und einzelner Reiche, Familien und einzelner Völker regierte. Schon der Liederdichter David erhebt diese göttliche Vorsehung. Psalm 33, 10 — 22. Nichts unternehmen die Menschen, was Gott nicht sieht, Keiner kann seinen Rathschlüssen zuwider handeln, daß diese

nicht sollten ausgeführt werden. Die Güter dieses Lebens, die Belohnungen seiner Arbeiten und seines Fleißes erhält der Mensch gewiß, so weit sie ihm von Gott bestimmt sind. Sie schrieben ihm Alles unmittelbar zu. Schon vor der Geburt sorgt Gott für den Embrio, Psalm 139. 13, und bereitet ihm zu, Alles, was er auf Erden nöthig hat. Von Gott, als dem Regierer der ganzen Welt, hängt Glück und Unglück ab. Die Frommen erhalten irdische Belohnungen, Glücksgaben, Ehrenstellen, Gesundheit, langes Leben. Die Gottlosen gerathen in Armuth, Schande, Krankheiten. Entstanden aber dann Zweifel in ihrer Seele, machten sie gewisse Erfahrungen, die dieser Lehre zu widersprechen schienen, so dachten sie diese Zweifel zu lösen, entweder durch die Gedanken: Gott ließe den Frommen nur eine kurze Zeit leiden, oder das Glück wäre sehr unbeständig, das Ende des Gottlosen könne unmöglich glücklich sein, Keiner sei vor seinem Tode glücklich. Aus diesem Gesichtspunkte sah man auch die Leiden Hiobs, dieses frommen Dulders an, auch seine Leiden würden eine glückliche Wendung nehmen, oder es würde doch wenigstens nach dem Tode ihn reiche Belohnung erwarten.

Stellte man die Geschäfte der Gottheit in Aehnlichkeit mit den Geschäften eines weltlichen Herrschers, so mußte man natürlich auch derselben

gewisse Gehülfen oder Bedienten geben, die die Gottheit in ihren Geschäften oder in der Regierung der Welt unterstützten. Die Juden bestimmten dazu die Engel, die Heiden die Dämonen oder Untergötter. Es war der Begriff der Morgenländer, gewisse höhere Geister dazu zu bestimmen. Dies thaten besonders die Chaldäer, von denen die Juden ihre ganze Engellehre bekamen. Gott bediente sich derselben zu seinen Gesandten, die er auf die Erde schickte, damit sie seine Befehle ausrichteten, und die Menschen mit den göttlichen Rathschlüssen bekannt machten, und gegen Gefahren schützten. So wie Merkur der Bote der Götter ist, so kömmt der Engel Jehovens zu der Hagar, die in einer wasserleeren Wüste wandelte. Man hielt die Engel nicht mehr für Untergottheiten oder Dii minorum gentium, sondern für Diener Jehovens. Es wird nach den Begriffen der Alten der Gottheit zu schwer, die Welt selbst zu regieren, sie bedienet sich dazu der Dämonen oder Engel. Psellus sagt: daß die Chaldäer Kräfte in der Welt annähmen, welche sie Regenten der Welt nannten, weil sie durch ihre Vorsehung die Bewegung der Welt regierten. Diese Kräfte in der Welt mußten entweder Untergötter oder Dämonen gewesen sein. Auch die griechischen Weltweisen nahmen von Jenen diese Lehre an. Ein weiser Plato wies den Dämonen die Regierung der Welt an, welche die Obergottheit gleich-

sam unterstützten. Er sagt: die Gottheit regiert noch jetzt die Welt, die sie durch ihre Macht hervorgebracht hat. Im zehnten Buche der Gesetze heißt es: eine Gottheit anzunehmen ohne eine weltregierende, heißt gar keine Gottheit annehmen, Gott ohne Vorsehung ist aber ein solcher Widerspruch, als wenn man annehmen wollte, daß ein Hirte seine Heerde dem Ungefähr überlassen wollte. Gott sieht daher alle Begebenheiten, die sich zutragen, und Keiner kann dem allsehenden Auge Gottes entgehen. Die Gottheit kann eben so leicht die Welt regieren, als sie schaffen. — Können wir die Ursachen nicht erklären, so nennen wir es Zufall. Zufall ohne Gott ist ein leerer Name ohne alle Bedeutung. Bekannt sind die Ideen des Plato, nach welchen er die Welt geschaffen hat, die er bald εἰδη, bald εἰκονας, bald ὀντως ὀντα, ewige unwandelbare Wesen nennt. Maximus Tyrius hielt diese Dämonen für Mitregenten. Proklus lehrte: daß die Götter (nämlich die Untergötter) die Quelle aller guten Dinge wären, daß sie Alles kenneten, was schön und gut sei, daß sie alle Väter und Beherrscher der Dinge wären, welche in der Welt sind, und daß es ihnen zukomme, für alle Dinge, welche unter ihrer Regierung stehen, Vorsorge zu tragen. Er meint, daß jeder Gott die Vorsorge über alle Dinge in seinem Wesen besitze, und daß es vornehmlich den Göttern zukomme, für alle

Dinge Vorsorge zu tragen, daß aber alle die andern, welche Untergötter oder Dämonen wären, nur für die Dinge Vorsorge tragen, vermittelst ihrer wesentlichen Vereinigung mit ihnen, da die Vorsehung hingegen den Göttern angeboren sei.

Aber eben durch diese Lehre benahm man der Gottheit die Macht, die Welt zu regieren. Warum übertrug man den Dämonen oder Untergöttern die Regierung der Welt? glaubte man denn, daß der höchsten Gottheit das Geschäft, die Welt zu regieren, zu beschwerlich sei? oder hielten sie die Regierung der Welt für allzugering und unbedeutend, daß der höchste Gott sich darum bekümmere? — Aber was für Begriffe machten sich denn diese Weltweisen von der Allmacht und Weisheit Gottes? hielten sie ihn für zu ohnmächtig, zu schwach, um dieses zu können? War es doch des Schöpfers würdig, eine Welt zu schaffen, so konnte es seiner auch nicht unwürdig sein, die Welt zu regieren. —

Außer diesen Untergöttern und Demiurgen nahmen auch Viele ein Schicksal an, welches man auch Nothwendigkeit nannte. Man glaubte nämlich, daß auch der Zufall einen Einfluß in die Regierung des höchsten Wesens habe, und fast alle Weisen des Alterthums fielen in diesen Irrthum.

Die Lehre von dem Zufall oder Fato wurde bald eine allgemeine Lehre, die sowol von Griechen als Römern angenommen wurde. Sollten nicht

vielleicht aus der Lehre vom Fato die Parzen, die Töchter der Nacht, entstanden sein? Klotho, die den Faden anknüpft, Lachesis, die ihn spinnt, und Atropos, die ihn abschneidet.

Es wurde nach der Lehre der Römer dem Chaos und seinen Bestandtheilen eigenthümliche Kräfte beigelegt, die von Gott unabhängig waren, weil sie derselben vorausgingen, und schon früher vorhanden waren, als jene bestimmten Gottheiten. Den Urstoffen blieben also gewisse Kräfte bei jeder Veränderung, und auf solche Art mag wol die Lehre des Fatums entstanden sein, so konnte der menschliche Geist durch Nachdenken dazu gelangen. Nach der Lehre der ältesten Tragiker der Griechen leitete dieses den Menschen nicht nur wider seinen Willen, sondern riß auch die Götter wider ihren Willen in ihr Verhänguiß fort, und es steht in dieser Hinsicht der Gottheit zur Seite. Wir erblicken die Götter nur als Diener oder Verwalter des Schicksals. Die göttliche Regierung ward als ein stets waltendes blindes Gesetz beschränkt.

Es ist fast unbegreiflich, wie der Glaube an ein unvermeidliches über das Gute und Böse nach blinder Willkühr waltendes Schicksal, an eine höhere nöthigende Macht schon so früh allgemeiner Glaube der ältesten Welt geworden ist, da doch darin so viel Trauriges und Niederschlagendes liegt. Selbst die Griechen, dieses Volk, das zum Frohsein

so sehr geneigt war, nahmen diesen Glauben an. Im Homer, ihrem ältesten Dichter, finden wir mehrere Stellen über das Schicksal, wo er von demselben als von einer eignen personificirten Macht, der weder der Böse noch der Gute entrinnen könne, ausdrücklich redet, er nennt es μοῖρα oder κὴρ. Bald ist das Schicksal ein Abstractum, bald eine Dienerinn und Vollzieherinn des Willens der Gottheit. Bekannt sind die Göttinnen des Schicksals die Parzen: so singt Homer: Odyss. VII. 197.

Πεισεται ὁσσα οι αισα κατα κλωθες τε βαρειαι,
Γεννομενω νησαντο λινω, ὅτε μεν τεκε μητηρ.

„Er mag leiden, was ihm das Schicksal und die beschwerlichen Parzen schon bei seiner Geburt mit dem Faden gewebt, als ihn seine Mutter gebar."

Aber Zevs, der Vater der Götter, ist Herr des Schicksals, er theilt nach höchster Machtgewalt bald Diesem, bald Jenem Gutes oder Böses aus.

θεος ἀλλοτ' ἐπ ἀλλω
Ζευς αγαθον τε κακον τε διδοι, δυνεται γαρ ἁπαντα.

Denn er vermag Alles.

Bald macht Homer aus dem Schicksal ein personificirtes Abstractum, und legt ihm verschiedene Attribute bei, die ganz zur dichterischen Einkleidung gehören, bald mit einer Wage, bald mit einer Urne in den Händen (Ιλ. ω. 527. vergl. auch

Aesch. Fragm. Tom. II. p. 642). Homer gibt drei Ursachen vom Guten und Bösen, Glück und Unglück an: 1) den Willen Gottes, der über Alles erhaben ist; 2) das Verhängniß oder Schicksal, worunter er die Gesetze und Ordnung der Natur versteht, das höchste Wesen kann, wenn es ihm gefällt, dieses Schicksal übermeistern, allein es läßt es meistentheils in Erfüllung gehen; 3) unser eigner freier Wille, der diese natürlichen Einflüsse und Leidenschaften entweder durch Klugheit überwindet, oder durch Thorheit uns ihnen zur Beute werden läßt. In dieser ältesten Zeit des griechischen Zeitalters hebt das Schicksal noch nicht die Freiheit auf, wie man sich dies in spätern Zeiten dachte. Beim Herodot spielt das Schicksal schon eine bedeutendere Rolle. In den Begebenheiten des Crösus, Cyrus und Astyages, in der Erzählung von Polykrates wird die Idee, daß unsere Zustände von einer höhern Macht unwiderruflich vorher bestimmt sind, anschaulich dargestellt. In den Tragikern findet man vollends die Idee am bestimmtesten ausgeführt.

Als Thales gefragt ward, was das Wichtigste sei, antwortete er: die Nothwendigkeit, denn sie bezwinget alle Dinge, sie ist ein fester Spruch und eine der Vorsehung unveränderliche Macht.

Pythagoras lehrte, daß die Nothwendigkeit diese Welt umringe. Leucipp lehrte ebenfalls, daß

alle Dinge von der Vernunft und von der Nothwendigkeit geschähen, und daß dies das Schicksal sei.

Die Stoiker lehrten ein Fatum oder ein Verhängniß, Nichts geschieht ohne vorhergehende Ursachen, Alles was ist, geschieht und geschehen wird, steht unter diesem Verhängnisse. Es ist daher keine Begebenheit, die nicht von aller Ewigkeit her in dem vorhergehenden Zustande der Welt gegründet gewesen wäre, diese Verknüpfung nannten sie Fatum oder Schicksal, ειμαρμένη oder πεπρωμένη eine gewisse heilige Kette, die alle Dinge in der Welt untereinander verband und an welche die Begebenheiten in der Welt und auch unsere Handlungen geknüpft sind. Senec. natur. quaest. l. 2. 36. 45. Ordinem rerum fati aeterna series rotat, cujus prima haec lex est, stare decreto. Quid enim intelligis fatum necessitatem rerum omnium actionumque quam nulla vis rumpat. Hanc si sacrificiis et capite niveae agnae exorari judices divina non nosti. Diese Kette schließt sich nach den dichterischen Vorstellungen an den Thron Jupiters. Auch die Philosophen führen diese stetige in einandergeflochtene gegründete Reihe aller Ereignisse, um kein der Vernunft widersprechendes ganz blindes verstandloses Fatum anzunehmen, auf Gott zurück, und stellen jene als ein Werk des unendlichen Verstandes dar. Ja die Stoiker gehen so weit, daß sie es dahin gestellt sein lassen, ob

man die höchste Ursache der Ursachen das Schicksal, die Natur oder die Welt, die Vorsehung oder Gott, welche Begriffe sie in diesem Sinne als gleichgeltend ausgeben, nennen wolle. Sie unterschieden das Schicksal von der zwingenden Nothwendigkeit, das fatum mahomedanum, nach welcher alle Begebenheiten durch zwingende Ursachen entstehen, wodurch aus Empfindungen gewisse Begierden, und aus diesen gewisse Handlungen hervorgebracht werden. Diese zwingende Nothwendigkeit verwerfen die Stoiker ganz. Alle Dinge erfolgen aus ihren Ursachen, aber alle die Ursachen sind nicht von einerlei Art. Einige Ursachen sind so, daß aus ihnen die Wirkungen nothwendig erfolgen, und wir sie mit unsern menschlichen Kräften nicht zurückhalten können. Solche Ursachen nannten sie causas perfectas; dies sind die Einwirkungen äußerer Gegenstände. Allein durch solche causas perfectas werden nicht alle Dinge erzeugt, es gibt eine zweite Klasse adjuvantes oder proximae, aus denen die Wirkungen nicht unwiderstehlich erfolgen, welche mehr Veranlassungen der Wirkungen sind. Solche sind die Ursachen der Begierden und menschlichen Handlungen, die Begierden werden nicht auf eine unwiderstehliche Art erzeugt. Bei Menschen findet also Willkühr Statt, weil nicht auf jede Begierde nothwendig Handlungen folgen. Die Begierden sind bloß Veranlassungen zu Handlungen.

Die Stoiker vertheidigten eigentlich die Freiheit, allein sie wurden doch in ihrer Lehre vom Fato zu Ausdrücken hingezogen, wodurch man eine Nothwendigkeit sehen konnte. Dies Schicksal hatten alle Philosophen, die fatum von necessitas unterscheiden wollten, sogar Leibnitz und seine Anhänger. Viele Dinge sind unvermeidlich, der Tod, das Wetter, die Bewegung der Himmelskörper, andre sind nur bedingt nothwendig, sie nannten sie confatalia oder copulativa z. B. Krankheiten und Gesundheit. Die Stoiker nannten die Gottheit auch Fatum und ειμαρμένη den Inbegriff der göttlichen Rathschlüsse, nach welcher die Gottheit die Welt regiert hat, und inskünftige regieren wird.

Marcus Antoninus, ebenfalls ein Stoiker, sagt: der Götter Werke sind voll von Vorsehung. Die Dinge, welche durch das Glück geschehen, sind nicht ohne Wirkung der Natur, oder ohne Verbindung und Zusammenhang der Dinge, welche von der Vorsehung regiert werden. Daraus, sagt er, fließen alle Dinge, dazu kömmt eine Nothwendigkeit und ein Nutzen für die ganze Welt, von welcher du ein Theil bist. In der andern Stelle sagt er: was dir auch begegnet, ist dir von Ewigkeit her bestimmt. Der Zusammenhang der Ursachen hat von Ewigkeit her dein Dasein und deine Begebenheiten zusammengebunden. Hieraus sieht man wirklich, daß dieser Stoiker irgend einen blinden Zufall nicht

hat glauben können, Alles war Schicksal, Alles Nothwendigkeit. Die Platoniker hingegen glauben: daß einige Dinge Wirkungen vom Schicksal allein, und daß andere Folgen von bloßen Zufällen, welche nicht von der Vorsehung regiert würden, wären. Die meisten wilden Völker glauben an ein unveränderliches Fatum. Bei den Südindiern wird bei den gleichgültigsten Handlungen der Willkühr des Menschen nichts eingeräumt. Wenn sie aus Unvorsichtigkeit den Fuß an einen Stein stoßen, so haben nicht sie, so hat es Eatuå oder sonst eine der Gottheiten, welche die Begebenheiten der Welt und der Menschen lenken, gethan. Es ist auch bei uns noch Volksglaube, so wie bei jenen unaufgeklärten Völkern, an eine unbedingte Nothwendigkeit zu denken. Man tröstet sich mit dem Gemeinspruche, es hat so sein müssen: ja man pflegt sogar damit seine Vergehungen zu entschuldigen. Aber auch Diejenigen, die an tieferes Nachdenken gewöhnt sind, die für gebildete Menschen wollen gehalten werden, reden und handeln, als ob sie eine Lehre annehmen, die der Freiheit des Menschen so sehr nachtheilig erscheint, je nachdem ihre Leidenschaften im Spiele sind, doch oft so, daß man sie als Anhänger des fatalistischen Systems nicht ohne Grund betrachten könnte. Sie reden von einer Nothwendigkeit, die Alles ordne und regiere, und der man nicht widerstehen könnte.

Plutarch, ein elektischer Philosoph, nahm eine dreidoppelte Vorsehung an. Die erste sollte in dem Verstande des ersten Gottes oder in dem wohlthuenden Willen gegen alle Dinge bestehen, nach welchem alle göttlichen Dinge erst allenthalben auf die beste und schönste Weise geordnet worden; die andere Vorsehung, sagt er, ist von den andern Göttern, nämlich den Gestirnen, durch welche die sterblichen Dinge in ihrer Ordnung geschehen, wodurch der Dinge Dauer und Wohlstand befördert wird; und die dritte Vorsehung wird durch die Dämonen verwaltet, welche über die Erde gesetzt sind, und welche Wache und Aufsicht über die menschlichen Dinge haben. Die Schicksale der Menschen werden theils den Dämonen, theils den Untergöttern oder den Gestirnen überlassen. Die Regierung dieser Welt oder der irdischen Dinge von den Sternen, nennt er Schicksal, und glaubt, daß sie ihren Einfluß in alle menschliche Handlungen haben. Nach Plutarchs Meinung ist das Schicksal also nichts anders, als der Gestirne nothwendiger und unveränderlicher Einfluß auf die menschlichen Dinge, und ebenderselben Meinung ist Sallustius. So sehr er auf der einen Seite Vertheidiger der Vorsehung ist, und annimmt, daß diese alle Dinge regiere, und zwar ohne alle Mühe und Beschwerlichkeit, so nahm er doch auch seine Zuflucht zu den Gestirnen, die einen Einfluß auf

die menschlichen Dinge haben sollen, und daß Gesundheit und Krankheit, Glück und Unglück ihren Ursprung daraus holen. Ihm stimmt Chalcidius bei, auch er nahm außer der Vorsehung gewisse Dämonen an, welche Gott über die Menschen zu regieren gesetzt habe. Unter Schicksal versteht er das göttliche Gesetz, welches zur Beschirmung aller Dinge verkündiget sei. Nach diesem Gesetze, d. h. dem Schicksale, werden alle Dinge regiert, jedes Ding nach seiner Natur. Wahrscheinlich entlehnten die Platoniker diese Lehre vom Einflusse der Gestirne von den morgenländischen Philosophen. Zoroaster soll die Lehre gehabt haben, daß der Körper der Nothwendigkeit und dem Schicksale unterworfen wäre, einem unveränderlichen Schicksale, welches eine Wirkung der sieben Planeten sein sollte, weshalb er auch den Menschen soll gerathen haben, daß sie die Seele nicht zu sehr im Körper niedersinken lassen sollten.

Schon Hermes, der Stifter der ägyptischen Philosophie, soll gelehrt haben, daß die Gestirne dem Schicksale dienten, und daß Niemand weder dem Schicksale entfliehen, noch sich vor seiner Macht hüten könne, weil die Gestirne Waffen des Schicksals wären, welche nach ihrem Wohlgefallen alle Dinge in der Natur und unter den Menschen ausführten.

Die Stoiker weichen von den Platonikern ab:

durch das Schicksal versteht Seneka eine Nothwendigkeit in allen Dingen und allen Handlungen, welche keine Macht heilen könne, oder wie er es in einer andern Stelle erklärt: daß es sei eine zusammenhängende Kette von Ursachen, zu welcher Gott die erste Ursache sei, und von welcher alle die übrigen abhängig wären; auch die Götter wären der Nothwendigkeit des Schicksals unterworfen. Alle Dinge gingen nach einem ewigen Gesetze, so daß es festgesetzt sei, welches Glück oder Unglück uns begegnen solle, und daß die Götter an dasselbe nothwendige Schicksal wie die Menschen gebunden wären: daß Gott wol das Schicksal bestimmt habe, aber ihm nie folge: daß er einmal befohlen habe, aber nun auch gehorche. Die Stoiker verstanden also durch ihr Schicksal dieses, daß Gott vom Anfang der Welt an, nach den Gesetzen der vollkommensten Weisheit und Güte einen Plan gemacht habe, wornach alle Abwechselungen und Veränderungen der künftigen Zeiten bestimmt wären; und daß dieser Plan so weise und gut wäre, daß Gott ferner keine Veränderung in demselben machen könnte, und die Menschen folglich noch weniger ihn verändern konnten. Sie bedienten sich des Gleichnisses von einem Hunde, der an einem Wagen gebunden ist, damit er ihm folgen möge, und sowol fortgeschleppt wird, als folget. Freiwillig thut er, was eine Nothwendigkeit ist, wie durchs Schicksal;

aber wenn er nicht folgen will, durchaus gezogen wird, so ist es mit den Menschen, denn wenn sie nicht folgen wollen, werden sie zu Demjenigen gezwungen, was vom Schicksale bestimmt ist.

So verschieden dachten die Philosophen des Alterthums und andre Völker von der Vorsehung, und man hat nicht Ursache sich auch nur im mindesten darüber zu wundern, wenn man aus der Geschichte des menschlichen Geschlechts die verschiedenen Richtungen weiß, die der menschliche Geist immer genommen hat. Wie sehr irrt nicht der menschliche Verstand herum, wenn nicht eine höhere Offenbarung ihn leitet. Bald glaubt er, es sei für die Gottheit zu schwer, diese Welt zu regieren, bald läßt er die Dämonen und Untergötter *) an der Regierung der Welt Theil nehmen, die an der Stelle der Gottheit die Wet regieren müssen.

Wen wollte es daher wol befremden, wenn es mehrere Philosophen gab, welche eine göttliche Vorsehung gänzlich leugneten. Vorzüglich möchte ich hierher den Epikur rechnen. Mehrere der Alten

*) Psellus sagt: daß die Chaldäer Kräfte in der Welt annähmen, welche sie Regenten der Welt nannten, weil sie durch ihre Vorsehung die Bewegung der Welt regierten. Diese Kräfte in der Welt müssen Untergötter oder Dämonen gewesen sein. So gaben manche christliche Kirchenväter den Engeln Antheil an der Regierung der Welt.

haben dieses bestätigt. Seneka sagt vom Epikur: er glaubte, daß Gott durchaus nichts mit der Wahrheit zu thun habe und sich um die Menschen nicht bekümmere; und daß man folglich von ihm nichts zu hoffen und nichts zu fürchten habe. Dies bezeugen Cicero, Plutarch und Andere. Demokrit und Epikur glaubten, daß die Welt keine Seele hätte, und daß sie auch nicht von einer Vorsehung, sondern von der unvernünftigen Natur regiert würde.

Lukrez lehrte, daß die Götter ein unsterbliches Leben in Muße zubrächten, daß sie sich um die menschlichen Handlungen nicht bekümmerten, und das Gute und Böse ihnen gleichgültig wäre.

Lucian, der zur Zeit des Kaisers Trajans lebte, verwarf die Lehre der Stoiker vom Schicksal als lächerlich, und unterstützte seinen Unglauben damit, daß es so viele Unordnungen in der Welt gäbe, daß die Guten in Armuth, Krankheit und Sklaverei vergingen, daß die Bösen reich wären, und über die Bessern regierten; daß Kirchenschänder im Verborgenen blieben und nicht gestraft, und daß Die, welche keine Ungerechtigkeit begangen hätten, zuweilen gepeitscht und gekreuzigt würden. Allein dieser Philosoph verwechselte die Begriffe von Glück und Glückseligkeit. Ist auch der Arme nicht glücklich, so kann er doch glückselig sein, wahre Glückseligkeit muß man allein im Menschen, aber

nicht außer dem Menschen suchen. Der Tugendhafte ist nicht unglücklich, weil er arm und verachtet ist, so wie der Lasterhafte nicht glücklich ist, weil er im Ueberfluß schwelgt. Zweifelte vielleicht Lucian an einem Leben nach dem Tode, und bedachte also nicht, daß nicht diese, sondern die zukünftige Welt der Ort ist, wo die Tugend ihren vollen Lohn, und das Laster seine vollen Strafen finden werde. Hierokles macht ihm den Vorwurf, warum er nicht an eine Vorsehung glauben wolle, es wäre eben so, als wenn er glaubte: es wäre kein Gott da, oder wenn er da wäre, daß er für nichts sorge, oder wenn er auch für die Dinge sorge, daß er nicht gut und gerecht wäre. Er rechnet dies für eine Gottlosigkeit.

Zu der epikuräischen Schule rechnet man mit Recht die Pyrrhonisten oder die skeptischen Philosophen. Diese Männer zweifeln an Allen, und eben ihr Zweifel neigte sich zum Unglauben. Unter diesen Skeptikern zeichnete sich besonders Sextus Empiricus aus, er sagt: Diejenigen, welche behaupten, daß ein Gott sei, die sagen entweder, daß er für die Dinge, die auf Erden sind, Vorsorge trage oder nicht: und indem man sagt: daß er für sie Vorsorge trägt, so sorget er entweder für alle oder für einige Dinge; aber, wenn er für alle Dinge Vorsorge bringe, so würde in der Welt gewisses Böse und Verwerfliche nicht sein; allgemein

aber sagt man, daß alle Dinge voll von Uebel sind, also können wir nicht sagen, daß Gott für alle Dinge Vorsorge trage. Wenn man aber sagt: daß er für einige Dinge sorge, warum sorgt er denn für diese, und für jene nicht? will er nicht, oder kann er nicht? welches von Beiden findet Statt? In sofern er will, aber nicht kann, so werden seine Kräfte von der Ursache überwunden, die ihn hindert, für die Dinge, für welche er sorgen wollte, Vorsorge zu tragen, will er aber nicht, so möchte man ihn für neidisch halten, aber es sei ungereimt zu sagen, daß er weder könne noch wolle, folglich sorgt Gott nicht für die Dinge auf Erden. Ueber die Art und Weise, wie die göttliche Vorsehung auf die frommen Handlungen der Menschen wirkt, hat man dreierlei Systeme aufgestellt. Das erste System enthält den Determinismus; das zweite den Indeterminismus; das dritte sucht beide Systeme mit einander zu vereinigen.

Der Determinismus behauptet: die Handlungen der Menschen wären bestimmt, und zwar durch solche Gründe, die nicht von dem Menschen selbst abhingen. Man suchte dies mit der Freiheit zu vereinigen; Andere aber hoben die Freiheit auf. Die Deterministen theilen sich in mehrere Gattungen. Einige nehmen ein blindes Fatum an, bald die nothwendigen Gesetze der Natur, bald sagen sie: die Instinkte der sinnlichen Natur wären die Ur-

sache, durch die alle menschliche Handlungen determinirt würden. Man nehme nun Sätze von diesen, welche man will, so findet immerhin eine Vorherbestimmung Statt, und es gibt dann keine Freiheit des Willens.

Andere Deterministen behaupten: der vorherbestimmende Grund aller menschlichen Handlungen liege in Gott. Hiebei kömmt es darauf an, wie man es verstehen soll. Will man soviel sagen: Gott gibt uns Kräfte zu unsern Handlungen, so kann dabei die Freiheit des Menschen sehr gut bestehen. Will man aber damit sagen, daß Gott unsre Handlungen vorher beschlossen hat, so fällt alsdann die menschliche Freiheit weg. Leicht läßt sich einsehen, daß der wahre Determinismus mit unsrer menschlichen Freiheit schlechterdings nicht bestehen kann, indem unsre Handlungen nothwendige Wirkungen einer Ursache sind, die nicht von uns abhängt.

Man findet die Lehre von dem Determinismus unter allen Himmelsstrichen. Der Glaube an eine unabänderliche Vorherbestimmung menschlicher Schicksale entspringt in heißen Ländern aus dem Hange zur Unthätigkeit, und die Bewohner derselben wissen damit ihren Müßiggang zu entschuldigen. Die Einwohner kalter Gegenden sind unfähig, die Veranlassungen und Bewegungsgründe menschlicher Schicksale und Handlungen aus dem

Gesichtspunkte der Moralität zu betrachten, die geheimen Triebfedern menschlicher Klugheit, welche dabei wirkten, auszuforschen, und den natürlichen Zusammenhang der Dinge zu überschauen, daher halten sie sich an eine leichter befriedigende und allgemein wirkende Ursache, an einen unbedingten Rathschluß Gottes. Diese Denkart ersetzt ihnen den Mangel an Scharfsinn und Beobachtungsgeist, und ist mächtig genug, um die Regel ihres Verhaltens zu werden. Diesem Grundsatze getreu handelt das Volk in der russischen Kirche.

Der Indeterminismus besteht in der Behauptung, daß die freien Handlungen nicht durch Gründe vorher bestimmt sind, die nicht in der eignen Macht der Menschen stehen. Der Mensch handelt nach seiner eignen Ueberlegung, er kann eine Handlung begehen, aber auch unterlassen, je nachdem er Gründe dafür, oder dawider hat. Jede Handlung ist eine Wirkung von Ursache, und jede Wirkung muß ihren Grund haben. Aber eben die äußern Verhältnisse, worein uns die Vorsehung setzt, machen, daß wir auf diese oder auf jene Weise handeln. Die Umstände bestimmen unsre Handlungen. Die freien Handlungen der Menschen sind, ehe sie geschehen, determinirt, in sofern sie einen vorhergehenden Grund haben, und in Ansehung ihrer Materie nicht von dem Menschen abhängen. Der Mensch ist zu keiner Handlung nothwendig be-

stimmt, sondern befindet sich in sofern im Gleichgewichte, d. h. in einem Zustande des Gemüths, indem er handelt oder nicht handelt, so oder anders handeln kann. Dies ist Freiheit im vollen Sinne des Worts.

Auffallend ist es, daß vor einigen Jahren besonders der Glaube an eine Vorsehung zu wanken anfing, und von Einigen wol gar verworfen ward, besonders damals, als deutsche Freiheit in der größten Gefahr war, als ein Thron nach dem andern einstürzte, und mehrere deutsche Völker an Sklavenketten seufzten, als ein ehrsüchtiger, übermüthiger Tyrann und Eroberer mit einem eisernen Zepter nach einem bis aufs Mark und Blut aussaugenden Systeme herrschte, und er in allen seinen Siegen schien begünstigt zu werden, so wenig er auch, wenn man seine Handlungen scharfsinnig und nach den Lehren der christlichen Religion beurtheilte, es schien verdient zu haben: da fing man an, an der Lehre von der Vorsehung irre zu werden, und es riß Irreligion allgemein ein. Das Dasein einer Gottheit konnte man wol nicht bezweifeln, aber man läugnete ihren Einfluß auf die Welt, auf das Glück und Unglück ganzer Länder und einzelner Menschen, man dachte sich ihn bloß als den Schöpfer, als den ersten Urheber aller Dinge, aber nicht als den lebendigen, Alles beseelenden, allenthalben wirkenden, für das Glück des Ganzen, wie für jeden Einzelnen

sorgenden Geist — ein Glaube, an dem noch unsre Väter so fest hingen, der aber leider in unsern Zeiten fast ganz schien verschwunden zu sein. War der Gott des Epikur *) ein sorgenloser Gott, der sich um die Schicksale der Welt und der Menschen nicht bekümmerte, so war es auch damals der Gott der Christen. Dies war die Ansicht, die man von der Gottheit hatte; und eben daher verschwand alles Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, und aller Trieb zum Gebet: **) denn wie läßt sich Gebet

*) Epikur suchte die Götter von der Regierung und Herrschaft der Welt auszuschließen. Diese seligen Götter nahmen an den Angelegenheiten der Welt nicht den geringsten Antheil, und es läßt sich nicht denken, warum sie an der Weltregierung Antheil nehmen sollten, weil ihr Schicksal hiedurch gar nicht verändert ward.

**) Alle Völker der Erde hielten das Beten für nothwendig. Wir kennen, so verschieden auch die Religionsbegriffe der Weltnationen waren, so sehr sie auch in den übrigen Religionsfeierlichkeiten von einander abwichen, doch kein Volk, das Gott oder den Einfluß höherer Wesen in die Begebenheiten und Veränderungen der Welt und der menschlichen Schicksale erkannte oder annahm, das nicht betete, oder das es für unnöthig gehalten hätte. Selbst jeder Ruchlose betete, wenn er in der Noth Hülfe von Gott erwartete. Nur diejenigen vermeinten Weisen, die alle Veränderungen der Welt und Menschenschicksale aus der Natur erklärten, oder Alles einem blinden Zufall beilegen wollten, verwarfen das Gebet als unnütz.

denken, wenn man den Einfluß der Gottheit auf die Wünsche und Handlungen der Menschen läugnet.

Man glaubte, der Mensch würde durch eine blinde Nothwendigkeit geleitet: der Uhrmacher habe die Uhr einmahl aufgezogen, und so liefe sie nach einmahl festgesetzten Gesetzen fort. Man verwarf am Ende alles mittelbare Einwirken der Gottheit auf die Welt. Man nannte es Sieg der Vernunft über den Aberglauben, wenn man alles mittelbare Einwirken der Gottheit wegbuchstabirt hatte, und sprach bloß von einem Urheber der Natur, den man auch wol Weltregierer nannte, aber in einem ganz andern Sinne als unsre alten Vorfahren. Fand man Stellen des alten Testaments, worin von göttlichen Wirkungen stand, so sollte es Wirken der Natur sein, weil Gott Urheber der Natur war. Aber wie unglücklich wären wir, wenn wir wie Marionetten gezogen würden, getrieben wie künstliche Automaten durch das Uhrwerk, oder wie jene Figuren in dem so berühmten mechanischen Theatro mundi, dann wäre das ganze Gebet unnütz und Gaukelspiel, wenn Alles seinen Gang fortginge ohne Einwirken der Gottheit, wenn es bloß ein unvermeidliches Schicksal gebe, wenn nichts als Determinismus Statt fände. Ist es denn bloß eine todte Materie, der wir das Schicksal unsrer Lieblinge empfehlen? Soll denn nicht eine Gottheit auch auf sie wirken? Wäre dies nicht der Fall, so müßten

wir uns einem blinden Fato oder Schicksale unterwerfen, und auf alle Religiosität Verzicht thun: und wie traurig stände es dann mit unsrer ganzen Religion? Der Glaube an eine Vorsehung steht daher auf unumstößlichen Gründen. Fest ist die Menschheit überzeugt, daß ein höheres Wesen auch noch jetzt auf alle Handlungen vernünftiger Wesen wirkt. Noch jetzt erstreckt sich eben die Vorsehung auf alle Dinge, die einst zu der großen Katastrophe und zu der Wiedereinsetzung der abgestammten Könige und Fürsten Alles beigetragen hat, und leitet den Gang der Schicksale, und wird ihn künftig leiten, wie sie es schon immer bewirkt hat. Ich schließe mit einer Stelle aus der indischen Theologie aus der Charbah Bhode des Brahma. „Gott ist ewig und Einer. Er ist Schöpfer alles Dessen, was ist. Er gleicht einer vollkommnen Kugel, ohne Anfang oder Ende. Er beherrscht und regiert die ganze Schöpfung durch eine allgemeine Vorsehung, nach voraus bestimmten und unwandelbaren Gesetzen. Forsche nicht nach über das Wesen und die Natur der Existenz des Ewigen, noch über die Gesetze, nach welchen er regiert. Beides ist eitel und strafbar. Genug, daß du jeden Tag und jede Nacht seine Weisheit, Macht und Güte in seinen Werken schauest. Das sei dir Heil!“

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lindemann, Johann Gottlieb

Historischer und philosophischer Überblick über die Religionsbegriffe ...
kultivirter und roher Völker in der alten und neuen Zeit

Braunschweig 1820

H.g.hum. 143 c
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10435434-6